

**Johannes Stockmayer**

**Das Ende ist  
wie der  
Anfang**

**Die letzte Generation**

***...die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werdet zur Seligkeit  
die bereit ist, dass sie offenbar werde zu der letzten Zeit.***

**1. Petrus 1,5**

**Ibi vacabimus et videbimus,  
videbimus et amabimus,  
amabimus et laudabimus.  
Ecce quod erit in fine sine fine.  
Nam quis alius noster est finis  
nisi pervenire ad regnum,  
cuius nullus est finis?**

**Da werden wir frei sein  
und werden sehen,  
werden sehen und werden lieben,  
werden lieben und werden loben.  
siehe, dass wird am Ende sein ohne Ende.  
Denn was anderes ist unser Ende  
als zu gelangen zu dem Reich,  
dessen kein Ende ist?**

**Augustinus**

## Inhalt

Die Versammlung der Weisen

Drei Jahre später

### **1. Jahr: Frühjahr bis Herbst**

Die Katastrophe

Der kleine Rest

Die neue Zeit

Unterwegs

### **1. Jahr: Winter**

Die Schatten des Alten

Die Krise

### **2. Jahr: Frühjahr und Sommer**

Pfarrer Adams Gemeinde

Wichtige Entdeckungen

Die neue Gemeinschaft

### **2. Jahr: Herbst**

Der Weg ins Gebirge

Bei den Ausgestoßenen

### **2. Jahr: Winter**

Die Gemeinschaft wächst

Lerneinheiten

Das besondere Weihnachtsfest

### **3. Jahr: Frühjahr bis Herbst**

Der Auftrag der Gemeinde

Diesseits der Furt

Über den Fluss

### **3. Jahr: Winter**

Im Kloster

Die Agenten Gottes

### **4. Jahr: Frühjahr**

Angekommen

## Die Versammlung der Weisen

Die große Beratung begann. Ein alter Mann mit schlohweißem, wallenden Haar und weiter Tunika trat vor: „Die Menschen sind nicht besser geworden. Es hat sich nicht der Übermensch geformt mit klaren Werten und entschlossenem Willen. Die Menschen sind vielmehr abhängig geworden vom Konsum, sie suchen die momentane Bedürfnisbefriedigung. Statt Großes zu schaffen, verlieren sie sich im kleinlichen Kreisen um sich selbst. Statt über sich hinauszuwachsen, verkümmern sie in kränklicher Wehleidigkeit.“

Die Anwesenden nickten bekümmert. Ein hagerer, sportlicher Mann sprach als nächster:

„Die Menschen richten sich häuslich und bequem ein, jeder auf seine Weise. Sie drohen einzuschlafen, in ein müdes Wesen hineinzukommen, so dass es nötig wird, die Sturmglocken zu läuten.“ Auch auf seine Meinung erfolgte Zustimmung.

Nun erhob sich ein kleiner, gemütlich aussehender Mann:

„Es sind unruhige, gehetzte und aufgeregte Menschenkinder. Sie haben ihre Mitte verloren, deshalb wissen sie nicht mehr, wo sie stehen und wo sie hingehen.“

Ein sehr alter, gebrechlicher Greis, der sich mühsam auf seinen Stock stützte, bestätigte mit zitternder Stimme: „Es ist eine Last mit dieser Welt.“

Ein Mann mit einer ausgeprägten Denkerstirn warf in die Runde: „Der christliche Glaube hat die Welt immer mehr aus sich heraus verloren und ist daher immer weniger im Stande, sie zu fassen und zu formen.“

Ein jüngerer Mann, mit sorgfältig gestutzten Bart, in einem eleganten Anzug, betrat die Mitte der Versammlung: „Es ist der Rückzug ins Privatleben, die persönliche Zufriedenheit, der Wohlstand des einzelnen, die Abgrenzung von anderen, die Eigensucht, die egoistische Habgier. Das hat den Menschen zugrunde gerichtet.“

„Es ist der Kapitalismus“, rief einer aus der Mitte der Versammelten.

„Es ist der Traditionalismus, der zur Vergreisung führt. Die Menschheit hat sich in ihren eigenen Bedingungen festgefahren“, ergänzte ein anderer.

Und wieder einer fügte hinzu: „Es ist der Fatalismus, die Egalhaltung, die stupide Gleichgültigkeit.“

„Nein!“, widersprach einer der Weisen, „Es ist vor allem der Hedonismus, die Gier nach Lust und Übermaß, die letztlich alle Lust zum Überdruß werden lässt.“

Darauf entstand eine betroffene Stille. Schließlich erhob sich der alte Mann, der als erster geredet hatte und fragte:

„Ist diese Welt dem Untergang geweiht, ist das Ende nahe? Ist es vielleicht kein Schaden, wenn sie untergeht? Wo gibt es Menschen, die so wie die Menschen des Anfangs sind: Klar hingegeben und opferbereit? Oder hat sich die Menschheit unaufhaltsam zum Negativen hin entwickelt?“

Ein Asket, der in zerfetzte Lumpen gekleidet war, ungepflegt und von harter Entbehrung gezeichnet, erhob sich und trat vor: „Wir, die Generation des Anfangs, haben die Gebote des Herrn befolgt und uns nicht geschont, aber die nach uns kamen, sind nur bis zur Hälfte unserer Werke gelangt. Die, die dann folgten haben auch wieder nur die Hälfte von dem erreicht, was die vor ihnen geleistet hatten. Und nun heute? Sie weisen überhaupt keine Werke mehr auf. Sie sind wie tot.“ Aufgebracht begab er sich an seinen Platz.

Erneut folgte eine nachdenkliche Stille. Dann sprach einer, der eher unauffällig wirkte:

„Ihr müsst sehen, die Menschen heute leben in Herausforderungen und Versuchungen, die alles übersteigt, was uns widerfahren ist. Sie müssen sich härter bewähren, als wir. Es ist ein Wunder, dass sie bestehen gegen die Übermacht der Ablenkung.“ Er machte eine Pause und bekräftigend fügte er hinzu: „Nein, es gibt sie noch: die anderen, die Helden, die Überwinder. Sie sind wie ihr, die Brüder des Anfangs. Um ihretwillen besteht die Welt noch heute. Nehmt ihnen das, was sie hindert und ihr

werdet sehen, dass in ihnen noch genauso wie zu allen Zeiten, der gute Kern des Anfangs steckt. Das sie sind wie wir zu früheren Zeiten, als die Welt noch nicht so komplex und durcheinander war, mit Glauben, Leidenschaft, Hingabe und Entschlossenheit.“

„Wir werden es sehen wie es sein wird, wenn diese Generation des Endes nichts mehr hat, was sie ablenken kann“, beschloss der Alte. „Die Zeiten enden und der Bogen neigt sich zum Anfang. Wird das Ende sein, wie der Anfang war?“

Er schloss die Versammlung der Weisen und berief sie zum nächsten Treffen zum Frühjahr in drei Jahren.

### **Drei Jahre später**

*Endlich bin ich am Ziel meiner vielen Wege angekommen. Die Bäume lichten sich und ich treffe auf eine große Wiese, die inmitten des großen Waldes gelegen ist. Ich binde Onesimus an einem Baum fest. Lasse mein weniges Gepäck bei ihm und wage den Schritt ins Freie. Meine Ankunft ist unbemerkt geblieben, obwohl sich eine große Zahl würdiger Gestalten in der Mitte des Platzes befindet. Es sind tatsächlich Gestalten, manche muten menschlich an: alte und junge, dickere und hagere, aber andere gleichen eher einem Tier mit menschlichen Zügen und aufrecht stehend, sie ähneln einem Baum oder zeigen bizarre Formen, aber nicht erschreckend oder abstoßend. Sie sind zumeist mit edlen Gewändern bekleidet oder strahlen in der Toga eines Gelehrten Würde und Respekt aus. Überhaupt liegt eine große Konzentration, Aufmerksamkeit und Stille auf dieser Versammlung. Alle stehen im Kreis und achten auf die Mitte, in der ein alter Mann mit schlohweißem Haar auf einem Podest steht, so dass er von allen gut gesehen werden kann. Er ist offensichtlich der Leiter dieser Versammlung. Ich trete näher. Es musste bis gerade ein Pause gewesen sein, denn ich höre, wie der alte Mann die Stille unterbricht: „Ich rufe nun den nächsten Bericht auf. Bruder Johannes vom Weg möge zu uns sprechen.“ Niemand tritt vor. Der alte Mann blickt in die Menge. „Ich habe Informationen, dass er angekommen ist. Er möge bitte vortreten.“ Wieder rührt sich niemand. Unruhe beginnt sich auszubreiten. Die ehrwürdigen Mitglieder der Ratsversammlung schauen sich suchend um. Gemurmel brandet auf: „Wer ist das? Wie sieht er aus?“ „Kennst du ihn?“ „Nein, habe ihn noch nie gesehen.“ Die Verwirrung vergrößert sich, bis einer in meine Richtung zeigt: „Hier ist er doch!“ Ich schaue mich um. Hinter mir steht niemand. Ich sehe wie der Leiter der Versammlung winkte: „Komm hierher, komm herauf!“ Er meint ganz offensichtlich mich. Ich mache eine fragende Bewegung. „Ja, komm. Du bist gemeint. Das war der Auftrag an dich. Du solltest beobachten und berichten. Dazu wurdest du ausgesandt. Wusstest du das nicht? Nun gib deinen Bericht: Was hast du erlebt? Komm hierher, Bruder Johannes vom Weg, und teile uns deine Erlebnisse mit.“ Es gibt kein Zweifel mehr, ich bin gemeint. Also fasse ich mir ein Herz und begeben mich in die Mitte des Kreises der Weisen. Ich stelle mich auf das Podest, das mir der alte Mann zugewiesen hat. Die Mitglieder der Versammlung setzen sich. Ich sehe viele offene und interessierte Gesichter. Ich habe mich nicht vorbereitet, die Situation kommt für mich völlig überraschend. Es bleibt mir nichts anderes übrig als loszulegen und einfach zu erzählen, was ich in den letzten drei Jahren erlebt habe. Also beginne ich: „Ich kam von meinem Berg und die Welt war anders geworden...“*

## 1. Jahr: Frühjahr bis Herbst

### Die Katastrophe

Ich kam von meinem Berg herab und die Welt war anders geworden. Irgendetwas war geschehen von dem ich keine Ahnung hatte. Eigentlich war ich nur kurz fortgewesen. Zunächst merkte ich nichts, ich ging meinen Weg wie sonst auch. Die Luft kam mir klarer vor als sonst. Die Vögel sangen als wären sie allein auf der Welt. Dann wurde mir plötzlich bewusst, wie still es war. Deshalb hörte ich das Flöten der Vögel so laut. Ich stutzte. Es war ungewöhnlich ruhig um mich herum. Ich vernahm keinen Autolärm aus dem Tal heraufbranden. In diesem Moment wurde mir klar, dass mich mein Unterbewusstsein schon länger auf etwas aufmerksam machen wollte, was ich nicht zur Kenntnis nahm, weil die Impulse nicht an die Oberfläche meiner Wahrnehmung drangen. Es war wie damals, als plötzlich eine Rote Wildschweine vor mir aus dem Gebüsch brach und mich der Schreck wie gelähmt erstarren ließ. Da war mir dann auch schlagartig deutlich geworden, dass schon länger der scharfe Geruch der Tiere in der Luft gelegen, ich ihn aber nicht bewusst wahrgenommen hatte. Ich war nicht aufmerksam genug gewesen. So hatte nun auch schon seit einiger Zeit meine innere Empfindung auf die Veränderung reagiert, aber ich hatte die Signale nicht aufgenommen. Nachträglich wurde mir klar, dass ich es innerlich geahnt, ja mehr gewusst hatte: Es hatte sich etwas grundsätzlich geändert. Die Atmosphäre, die mich umgab war leichter. Ich spürte keinen Druck mehr. Es war, als ob die Welt freier geworden wäre. Es war nicht nur die Luft, die mir klarer erschien als jemals vorher, es war, als ob die alte Welt sich aus ihren Zuckungen erhoben hätte, das Belastende abgeschüttelt und grundsätzlich noch einmal ganz neu geworden wäre. Eine ungeahnte Leichtigkeit umgab mich und ich spürte eine tiefe Freiheit, so dass ich am liebsten lauthals gesungen hätte. Aber es gab keine Geräusche außer dem Gezitscher der Vögel und dem leisen Atmen des Windes. Nichts war bedrohlich, aber alles ungeahnt neu.

Ich suchte nach einer Stelle, von der ich ins Tal hinabblicken konnte. Zunächst sah ich nichts Auffälliges. Alles war wie sonst auch. Dann fiel mir auf, dass auf den Straßen keine Autos fuhren. Das also hatte die Stille bewirkt. So musste es gewesen sein, bevor die Motorisierung die Landschaft veränderte. Vielleicht hatte es einen Unfall gegeben und deshalb hatte die Polizei die Straße gesperrt? Aber ich sah kein Blaulicht, hörte kein Martinshorn. Und seltsamer Weise waren alle Straßen unbelebt. Ich erkannte Autos wie kleine Punkte auf den Fahrbahnen. Aber sie bewegten sich nicht. War wegen eines größeren Ereignisses das ganze Tal gesperrt worden? Mich erfüllte Unruhe. Und doch kam mir das, was ich sah und wahrnahm völlig normal und richtig vor. Ich hatte zu keinem Augenblick weder jetzt noch zu einem späteren Zeitpunkt das Gefühl, dass etwas aus dem Ruder gelaufen wäre und ein Ereignis stattfand oder stattgefunden hatte, das einer höheren Kontrolle entglitten war. Ich erinnere mich genau, dass einer meiner ersten Gedanken war: Das musste so geschehen. Das war absehbar gewesen. Das hatte so kommen müssen. Dieses Grundgefühl beruhigte mich. Trotzdem war ich verunsichert: Was war geschehen? Welche Bedeutung hatte das, was passiert war, für mich?

Egal was vorgefallen war, es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen bisherigen Weg weiter zu gehen. Es gab für mich keinen Anlass, nun unvermittelt die Richtung zu wechseln. Ich musste so weitergehen, als hätte sich nichts verändert. Auch dieser Eindruck verfestigte sich auf meinem weiteren Weg: Das was geschehen war, betraf mich nicht persönlich. Ich war Beobachter, nicht Beteiligter. Meine Aufgabe war zu sehen, nicht zu bewerten. Es war etwas geschehen und ich hatte keine andere Wahl, als es anzunehmen und mich dem, was passiert war zu fügen. Ich musste mich

hineinflinden und das Eigene aufgeben. Alles Eigene, das merkte ich bald, erwies sich letztlich nicht als Möglichkeit. In ihm steckte keimhaft das Eigentliche, aber es brach erst auf, als ich einverstanden war und mich losgelassen hatte. Ich musste mich aufgeben, um verstehen zu können. Es war nicht meine Wahl, ich wurde gewählt. Ich wurde genommen und gesetzt. Es war gut dass das, was geschehen war, nicht meinen Plänen entsprach, sondern Gottes Plan. Das half mir, mich jetzt hinab zu begeben, um zu sehen, was passierte war. Ich fühlte mich bereit, das zu ertragen, was mir begeben sollte. Das war die erste wichtige Grundlage für alles weitere.

Die zweite wichtige Grundlage war die Neugier. Ich wollte den Dingen auf den Grund gehen. Aber ich kann heute sagen, dass ich es nie genau verstanden habe, wie alles vor sich gegangen war. Die Menschen die ich später fragte, gaben mir ganz unterschiedliche Antworten. Für jeden hatte die Katastrophe ein anderes Gesicht. Die einen berichtet von einem Moment, in dem es ihnen schwindlig wurde und sie taumelten. Andere berichteten von einem Aussetzer, ihr Bewusstsein wäre für einen Augenblick unterbrochen worden. Sie hätten nichts mitbekommen. Wieder andere hatten Explosionen gehört, die wie Schüsse klangen, manche nahmen ein kreischendes, knirschendes Geräusch wahr, wie wenn Betonklötze verschoben worden wären. Einige berichteten von einem kurzen, aber heftigen und heulenden Sturm mit Luftwirbeln, aber ohne dass sich Gegenstände, Blätter, Dachziegel oder Bäume bewegt hätten. Einzelnen standen die Haare zu Berg, sie hörten es knistern und sahen Funken und Blitze. Gemeinsam war allen Berichten, dass die Veränderung in einer rasenden Geschwindigkeit geschehen war, schnell und unvermutet hereinbrach und alles in Sekundenbruchteilen durcheinander wirbelte. Aber das war ein inneres Gefühl, dass nun nichts mehr so war wie vorher. Nach außen war kaum etwas wahrzunehmen, keine Zerstörung. Das war zumindest mein erster Eindruck, später musste ich ihn korrigieren. Auch der Blick hinab ins Tal gab keine Hinweise auf das, was vorgefallen war. Außer, dass keine Autos mehr fuhren. Selbst auf den Feldern sah ich keine Bauern mit ihren Traktoren bei der Arbeit. Die Schornsteine der Fabriken in der Ferne, hatten ihre Fahnen eingezogen. Der Himmel war blitzblank und blau. Die Luft roch nach Frühling. Es war wie ein plötzlicher Wärmeeinbruch nach einer langen Winterzeit. Alles begann zu atmen, zu vibrieren, sich zu entfalten und zu wachsen. Aufbruch und Fruchtbarkeit füllten den Raum zwischen Himmel und Erde. Klare Weite und hoffnungsvolle Freude erfüllte auch mich. Und ich kann sagen, dass mich dieses Gefühl von Zukunft und Leben in den ganzen nächsten Monaten nicht verlassen hat – vielleicht bis auf die schlimme Zeit des ersten Winters, über die ich noch berichten werde.

Ich kann es jetzt schon hier sagen, was sich für mich erst Stück um Stück zusammenfügte und dann zu einer inneren Gewissheit wurde: Mit dem, was in unerklärter Weise geschehen war, hatte die Schreckensherrschaft des Menschen aufgehört und die Welt begann aufzublühen und aufzuatmen. Der Paradiesfluch war aufgehoben. Die Uhr war auf den Anfang zurückgestellt, alles begann von neuem. Aber anders, gereinigt, verwandelt, das Böse war beseitigt. Es ging von nun an leichter, wie von selbst. Selbst der Weg war keine Arbeit mehr. Ich ging nicht mehr, sondern kam voran.

Der ersten Person, der ich begegnete war ein Mädchen, das ganz normal wirkte und in einem freundliche und ganz selbstverständlichen Ton fragte: „Haben Sie meinen Hunde gesehen. Er ist mir entlaufen.“ Ich verneinte und schaute sie fragend an und wartete, ob sie noch mehr erklärte. Aber sie ergänzte nur in auffallend emotionsloser Weise: „Er war plötzlich fort.“ Als ob es sich um einen ganz normalen Vorgang handelte. Übrigens sollte ich diesen Satz in der nächsten Zeit noch öfters hören. Im Tal angekommen, musste ich die Schnellstraße queren. Normalerweise wählte ich den Weg durch die Unterführung, aber nun nahm ich den kürzeren Weg und kletterte die Böschung zur Straße

hinauf. Auf der Fahrbahn standen verlassene Fahrzeuge. Es sah so aus, als wären sie mitten in der Fahrt gestoppt worden. Ich sah keinen Schaden, kein Auto war gegen das andere gefahren. Von den Fahrern war nichts zu sehen. Ich ging ein Stück der Straße entlang, mit einem beklommenen Gefühl und in der ständigen Erwartung doch noch auf etwas Ungewohntes zu stoßen. Ich fühlte mich trotz der ungewohnten Stille auf dieser sonst befahrenen Straße am falschen Platz. Bei einigen Autos war der Airbag ausgelöst und hing nun schrumpelig und mehlig im Wageninneren. Aber nirgends entdeckte ich Blutspuren oder Beschädigungen. An der nächsten Abfahrt traf ich dann endlich auf einen Mann, der bemüht war, sein Auto wieder in Gang zu setzen. Er hatte die Kühlerhaube geöffnet und betätigte immer wieder den Anlasser. Aber der Motor zeigte keinerlei Reaktionen. Ich blieb stehen und sah dem Mann bei seinen vergeblichen Bemühungen zu. Nach einiger Zeit begann der Mann zu lachen: „Futsch. Geht nicht mehr!“ Er zuckte die Achseln als wollte er mir bedeuten: Da ist nichts zu machen. Er war offensichtlich bereit, diese Situation so hinzunehmen, wie sie war. Auch das sollte ich in der nächsten Zeit öfter erleben: Die Menschen waren schnell bereit, die Veränderungen zu akzeptieren – obwohl sie gravierend waren. Es gab kaum jemand, der sich dagegen aufgelehnt hätte oder mit Wut oder Entsetzen reagiert hätte. Die allgemeine Meinung war: „Es ist halt so, da kann man nichts machen“. Der Mann holte seine Zigaretten aus dem Auto. Aber als er sich eine anzünden wollte, reagierte das Feuerzeug genauso wenig wie die Zündkerze. Später beobachtete ich einige junge Burschen, die ein Auto anschieben wollten. Aber auch das funktionierte nicht. Es war, als ob eine gewaltige Kraft alle Motoren gelähmt hätte und es schien, als ob Gott den Menschen alle künstlichen Hilfsmittel aus der Hand genommen und ihn nun nur auf sich selbst verwiesen hätte: „Nun musst du zeigen, wer du bist.“

Im nächsten Ort nahm ich dann die ersten Anzeichen der geschehenen Katastrophe wahr. Die elektrischen Leitungen hingen wie durchgeschnitten von den Häusern. Bei einer Umspannstation musste ein Schwelbrand ausgebrochen sein. Es roch nach Rauch und schwarze Spuren zogen sich von innen nach außen. Der Brand war erloschen. Bei ein paar Häusern hatte ich den Eindruck, dass sie leicht verschoben worden waren. Sie standen nicht mehr akkurat an ihrem Platz. In der Beziehung zu den benachbarten Häusern wirkten sie leicht verrutscht oder so, als ob sie aus der Reihe fallen wollten. Die Symmetrie war aufgehoben. Das Bild der Normalität stimmte nicht mehr exakt. Es machte alles einen eher willkürlichen Eindruck, nicht mehr geordnet und bürgerlich. Aber das alles betraf nur Nuancen, war eher eine oberflächliche Einschätzung, die sich vielleicht bei genauen Messungen nicht bestätigt hätte.

Nach und nach ergab sich für mich das Bild – und es bestätigte sich durch die Berichte verschiedener Menschen – dass eine gewaltige Energiewelle durch die Welt gerast war. Nicht sichtbar, aber doch spürbar. Sie hatte mit ungeheurer Kraft alle elektrischen Geräte außer Kraft gesetzt, an der einen Stelle für gewaltige Überspannungen gesorgt und an anderen Stellen, den vorhandenen Strom entzogen. Bald wurde deutlich, dass keine Batterie mehr funktionierte, alles war entladen. Gleichzeitig waren Sicherungen explodiert, Lampen geborsten und auch dicke Leitungen durchgeglüht. Eine Wolke von unglaublicher Energie hatte alle Energie dieser Erde aufgesogen oder neutralisiert. Es gab keinen Strom mehr, diese künstlich erzeugte Energie war ein für alle Mal vorbei. Und das hatte gravierende Auswirkungen, wie sich bald herausstellen sollte.

Als ich zum ersten Mal einen Computer sah, der zu einem Klumpen zusammengeschmolzen war – später stieß ich noch öfters auf derartige Funde, offensichtlich waren die Geräte im Augenblick der Katastrophe in Betrieb gewesen –, wurde mir bewusst, dass innerhalb weniger Sekundenbruchteile eine ganze Ära zu Ende gegangen war. Unsere ganze komplexe Gesellschaft, die auf elektrische



Energie in fast allen Lebensvollzügen angewiesen war, funktionierte so wie bisher nicht mehr. Sie musste sich neu erfinden. Das betraf auch mich ganz persönlich. Ich dachte an die unveröffentlichten Bücher, die von mir, in vielen Stunden geschrieben, in meinem PC schlummerten. Dort waren sie nun unwiederbringlich begraben, wie im Bauch eines Walfisches, ohne jemals an Land gespien werden zu können. Aber gleichzeitig wurde mir bewusst, dass in dieser neuen Zeit, die nun begonnen hatte, überhaupt keine Bücher mehr veröffentlicht werden konnten. Es gab weder Maschinen sie zu drucken, noch die Möglichkeit, sie auszuliefern, zu verkaufen und unter die Menschen zu bringen. Für einen kurzen Moment ergriff mich Panik und Entsetzen über diese Erkenntnis. Aber dann machte ich mir klar, dass es auch gar nicht mehr nötig war, eines dieser Bücher zu veröffentlichen. Wozu auch? Das was ich geschrieben hatte, war ja bereits Wirklichkeit geworden, mehr noch: meine in Worte gebrachte Fantasie war nur ein schwacher Schatten von dem, was nun reale Gestalt angenommen hatte. Die Wirklichkeit war weitaus faszinierender, als alle Seiten eines interessanten Buches.

Mitten im Ort stieß ich auf Menschen, die zusammenstanden und miteinander redeten. Aber auch hier herrschte keine Katastrophenstimmung vor, eher große Nachdenklichkeit und Betroffenheit. Ich erlebte keine Panik, kein Jammern und Schreien. Es war eher so, als ob die Menschen aus einem tiefen Schlaf erwachten, sich die Augen rieben und nun anfangen, sich mit der Wirklichkeit ihres Lebens auseinander zu setzen. Jetzt erst tatsächlich und real. Die Menschen schauten sich um, sie sahen sich an, als würden sie sich zum ersten Mal sehen. Sie redeten fragend, machten Pausen, hörten sich zu. Sie waren anders als früher, ganz anders. Sie schienen suchend und interessiert, offen und zugewandt. Und als ich ihnen ein Weile zuhörte merkte ich, dass es immer wieder nur um das eine ging: Es waren Menschen verschwunden. Viele Menschen. Es war nur noch ein kleiner Rest übrig geblieben, ein kleiner Haufen von Menschen, die sich neu finden mussten. Tatsächlich, jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Es war auch deshalb so ruhig geworden, weil Menschen fehlten.

### **Der kleine Rest**

Menschen, die verschwunden waren, blieben verschwunden. Häuser blieben unbewohnt, Wohnungen standen leer. Die Mehrzahl der Menschen war wie vom Erdboden verschluckt. Das Eigenartige war, dass die Übriggebliebenen, diese Tatsache einfach so hinnahmen. Natürlich gab es hin und wieder, vor allem Anfang, ein entsetztes Aufmerken. Aber im Allgemeinen wurde der Verlust akzeptiert. Was hätte man auch tun sollen? Die Polizei zu alarmieren ging nicht. Auch das wurde gleich nach dem Verschwinden von einigen besorgten Mitbürgern versucht. Das Telefon funktionierte nicht mehr, weder im Festnetz noch im mobilen Bereich. Es fuhren keine Polizei- oder sonstigen Einsatzfahrzeuge mehr. Das öffentliche Leben war von einer Sekunde auf die andere zusammengebrochen. Das Seltsame war: Das machte nichts aus. Das war wie eine Befreiung. Es gab keine Regeln und Vorschriften mehr. Niemand musste komplizierte Meldungen an die Versicherungen vornehmen. Auf dem Standesamt gab es keinen Zugang zu den Melderegistern, deshalb konnte man gar nicht ermitteln, wer vermisst wurde. Genauso waren die Möglichkeiten für Eingaben, Widersprüche, rechtliche Schritte, Maßnahmen zur Wahrung persönlicher Vorteile ausgesetzt. Man hätte überhaupt nichts unternehmen können. Nicht einmal der beste Rechtsanwalt wäre von Nutzen gewesen, keine Versicherungspolice hätte das, was vorgefallen war, erstatten können. Man konnte sich auf keine Gesetze, Regeln oder Vorschriften mehr berufen. All das, was bisher das gemeinschaftliche Leben und den Umgang miteinander prägte und weithin auch erschwerte, entfiel. Man war nur noch aufeinander angewiesen und das ganz persönlich und direkt.

Es gab nur noch das, was sich in der unmittelbaren Umgebung befand. Und es war nur noch das wichtig, was für den jetzigen Augenblick, das momentane Überleben nötig war. Das vereinfachte vieles. Das Leben war schlagartig übersichtlich geworden. Aber das alles, wurde den Überlebenden erst nach und nach deutlich. Zunächst musste man mit der veränderten Situation zurechtkommen und dazu zählte am meisten, dass man viel mehr als früher auf sich selbst gestellt war und sich nicht wie gewohnt auf die normalen Abläufe verlassen konnte: Das regelmäßige Gehalt auf dem Konto, die Fahrt mit dem Auto zum Einkauf, der vertraute Arbeitsplatz, die tägliche Zeitung, der entspannende Kinobesuch. Es war vieles, was das alltägliche Leben bisher geprägt hatte und so selbstverständlich gewesen war, aber nun nicht mehr ging. Jetzt erst wurde es bewusst, was das Leben ausgemacht und gestaltet hatte. Vieles war Konsum, passives Erleben gewesen, nicht eigenes Gestalten. Mancher besann sich in dieser Lage zum ersten Mal auf sich selbst und wagte die ersten selbständigen Schritte. Andere fühlten sich befreit von Zwängen, auf jemand reagieren zu müssen, um so zu sein, wie der andere es sich wünschte. Für etliche war diese neue Unabhängigkeit so ungewohnt, dass es sie schwindelte und die ersten Schritte auf eigenen Füßen unbeholfen waren und wackelig wirkten. Aber die, die geblieben waren hatten alle den Willen, zu überleben. Sie wollten sich den Herausforderungen stellen, sie nahmen die Freiheit als ihre Chance an. Sie trauerten nicht über den Verlust, sondern begriffen die neuen Möglichkeiten. Sie wollten den Neuanfang riskieren.

Erleichternd war, dass keine Toten zu beklagen waren. Nirgends in den Straßen oder den verlassenen Häusern lagen Leichen. Die Katastrophe war nicht sichtbar geworden als ein furchtbares Drama, das sich als Trauma auswirkte. Die Menschen, die fehlten, waren so fort, als wären sie auf eine Reise gegangen und würden irgendwann wiederkommen. Aber sie kamen nicht mehr zurück. Das war eigentlich allen sehr schnell klar. Dazu war ihr Verschwinden zu plötzlich und zu unnatürlich gewesen. Aber man musste wenigstens nicht trauern. Man stand nicht auf dem Friedhof an einem Grab und musste mühsam das Gleichgewicht bewahrend Abschied nehmen. Man musste kein Verwandten informieren, denn das ging gar nicht. Man musste nichts organisieren, es war eben so. Es war so geschehen. Man konnte es hinnehmen. Und, was ebenfalls dazu half, mit dieser Situation fertig zu werden, es betraf sehr viele, eigentlich jeden. Alle waren von jemand verlassen, die meisten sogar von ihrem gesamten sozialen Umfeld. Da konnte man gar nicht den Verlust eines Menschen bedauern. Man konnte es nur hinnehmen und sich damit abfinden. Je früher, desto besser. Und vielen Menschen gelang es überraschend schnell. Wie gesagt fühlten sich einige sehr erleichtert bei der Tatsache, dass gewisse Menschen keinen Einfluss mehr ausüben oder sie sogar bestimmen konnten. Für manche war es eine richtiggehende Befreiung, sie mussten sich mit jemand, der schwierig gewesen war, nicht mehr auseinandersetzen. Sie konnten ihren eigenen Weg gehen. Und das taten sie, mutig und unbekümmert.

Nur wer sich aufgab, verkümmerte rasant. Diese Menschen verwelkten wie eine Blume ohne Wasser. Wer sich mit der neuen Zeit nicht arrangieren wollte oder sich nicht zurechtfand, starb innerhalb kurzem. Aber auch das war für diese Personen selbst und die Umgebung eher eine Erleichterung als ein Schmerz. Wer sterben wollte, starb einfach. Es war seine Entscheidung und sein Wille – und damit das Beste auch für ihn. Es wurde akzeptiert, niemand musste sich quälen. Deshalb gab es in den ersten Wochen nach der Katastrophe eine ganze Reihe von frischen Gräbern auf den Friedhöfen. Aber diese Menschen verschieden ohne Schmerzen oder Klagen. Sie verabschiedeten sich auf ihre Weise. Sie waren nicht durch die Katastrophe zugrunde gegangen, sondern weil sie mit ihren Folgen nicht zurecht kamen.

Wer blieb, war damit beschäftigt, sein Leben in allen Bereichen neu zu ordnen. Es gab viele Herausforderungen, die bewältigt werden wollten. Aber alles war viel einfacher als früher, unmittelbarer, persönlicher. Das soziale Verhalten spielte eine viel größere Rolle: das Gespräch, der Austausch, die gegenseitige Hilfe, die Gemeinschaft, das Miteinander. Das schlimmste wäre gewesen, jetzt in dieser Situation aus dem sozialen Netz zu fallen und ganz auf sich allein gestellt überleben zu müssen. Das war gar nicht möglich. Man benötigte den anderen. Man musste sich ergänzen mit den jeweiligen Erfahrungen, Kenntnisse und Möglichkeiten. Deshalb bemühte sich jeder um den anderen und achtete darauf, nicht nur die eigenen Vorteile auszunutzen, sondern im Sinne des Gemeinwohls zu handeln. Das war die Grundlage für eine ganz neue Gesellschaft, die sich in den Wochen nach der Katastrophe formierte, die sich dann bis heute immer mehr verfeinerte und zu einem starken Miteinander wurde.

So kam es beispielsweise zu keinen Plünderungen. Jeder handelte besonnen und zweckmäßig, fast wie im Traum. Irgendwie war allen klar, was zu tun war. Es gab keinen Moment der Unsicherheit oder des panischen Agierens. Nur selten wurde ich auf kleinere „Ausrutscher“ aufmerksam, die dann aber eine natürliche Erklärung fanden. So sah ich zum Beispiel, dass die gläserne Eingangstüre eines Supermarktes in Scherben am Boden lag. Aber mir wurde erklärt, dass es sich hier um einen Ausbruch und keinen Einbruch gehandelt hätte. Im Geschäft hatten sich Menschen befunden, die nach dem totalen Stromausfall den Laden nicht mehr durch die automatische Schiebetüre verlassen konnten. Sie mussten die Scheibe einschlagen. Oder in einer Bankfiliale traf ich auf einen Geldautomaten, der mit Hammer und Meisel bearbeitet worden war. Die Geldscheine, die in ihm gesteckt hatten, lagen verstreut und wertlos am Boden. Niemand kümmerte sich um sie. „Wir benötigen kein Geld mehr“, erklärte mir ein junger Mann lachend und wie befreit. „Diese Scheine haben keine Bedeutung mehr. Offensichtlich hat das der Dieb nicht gleich gewusst. Diese Arbeit hätte er sich sparen können.“ Er wies auf den aufgebrochenen Geldautomaten. „Wer möchte, kann sich alles nehmen.“ Er öffnete die Tür zum Tresorraum und deutete auf die Geldsäcke, die hier standen. Ich dachte an die vielen Überlegungen, die mir Kopferbrechen verursacht hatten, wie ich mein Geld am besten anlegen sollte. Nun war es wertlos geworden. Nun zählte etwas ganz anderes: das Leben selbst. Ich fühlte mich befreit, wie von einer schweren Last. Ich konnte mich um das Wesentliche kümmern.

Tatsächlich hatte das Geld ausgedient. Wer etwas für seinen persönlichen Lebensunterhalt benötigte, ging einfach in ein Geschäft und nahm, was er brauchte. Die Registrierkassen blieben unbesetzt, sie hätten sowieso nicht mehr funktioniert. Das eigenartige war, dass niemand sich mehr nahm, als er wirklich benötigte. Niemand legte sich Vorräte an. Wer es doch versuchte, bemerkte bald, dass er damit keinen Vorteil hatte. Die Lebensmittel in den persönlichen Vorratslagern verdarben weit schneller, als die Nahrungsmittel in den Lebensmittelläden. Es war ein richtiges Wunder, dass der Bestand an Nahrungsmittel so lange frisch blieb, bis die die ersten Ernteerträge eintrafen. Und da es sowieso weniger Menschen waren, reichte der allgemeine Vorrat bis weit in den Herbst hinein. In den Geschäften, in denen es noch Mitarbeiter gab, sorgten diese dafür, dass nach und nach die Lager geräumt wurden. Die Regale waren noch lange so voll wie am ersten Tag. In anderen Geschäften machten sich Menschen kundig und übernahmen die Ausgabe der Waren. So stand vom ersten Augenblick an alles zur Verfügung, niemand musste Mangel leiden. Es kam zu keinem Augenblick das Gefühl von Bedrohung oder einer Notlage auf. Man „kaufte“, was man brauchte, ohne zu zahlen. Wie selbstverständlich wurden zuerst die Lebensmittel aus den Kühlregalen verbraucht. Sie kühlten zwar nicht mehr, aber trotzdem blieben die Waren frisch, bis sie benötigt wurden. Jeder nahm das als etwas ganz natürliches und betrachtete es als übernatürliche

Versorgung, auf die ein Mensch in einer solchen Lage nach der geschehenen Katastrophe wohl ein Anrecht hatte. So war von Anfang an die Lage recht entspannt. Das war ein gutes Fundament für die Neuorientierung. Niemand musste Sorge haben, jeder hatte genügend Zeit, um sich neu zu orientieren. Und tatsächlich war der erste Eindruck von vielen Menschen in diesen Tagen nach der Katastrophe ein Gefühl von ungeahnter Freiheit und fast unbegrenzter Zeit. Man musste nicht mehr, aber man durfte alles. Man hatte Lust und Zeit sich zu begegnen, miteinander zu reden und sich ganz neu kennen zu lernen. Da auch das Fernsehgerät stumm blieb, gab es keine Ablenkung. So war die Gemeinschaft und das Zusammensein mit anderen Menschen das einzige, was den Tag füllte und gestaltete. Und bald machte es richtig Spaß, sich zu begegnen und den Tag gemeinsam zu gestalten. Für manche war das ungewohnt und einige hatten noch lange das Gefühl, dass sie etwas Wichtiges versäumten. Aber das legte sich irgendwann, denn allen war schnell klar, dass es nichts Wichtiges mehr gab, nichts, was man versäumen konnten. Alle waren dort, wo sie waren, am richtigen Platz. Sie konnten sich ganz dem Augenblick widmen. Das Leben wurde unmittelbarer und echter.

Ein Tabu waren zunächst die Häuser und Wohnungen, die leer standen. Viele Türen waren unverschlossen und trotzdem respektierte jeder das fremde Eigentum. Vielleicht dachte man doch im Stillen, dass eine Rückkehr der Verschwundenen möglich wäre. Aber nach kurzer Zeit wuchs der Mut, diese fremden Wohnungen zu betreten. Bei mir blieb diese Scheu bis heute und ich betrete eine fremde Wohnung immer mit einer respektvollen Ehrfurcht vor denen, die einst hier gelebt hatten. In manchen Wohngebieten übernehmen die Nachbarn bis heute die Versorgung der Zimmerpflanzen, sie gießen, stauben ab und halten das fremde Eigentum in Schuss. So als wäre der Bewohner nur auf einer Urlaubsreise und würde bald zurückkehren. Aber immer mehr gab es im Lauf der Zeit auch Umquartierungen. Menschen mit kleinen Wohnungen zogen in leerstehende größere. Auch dort wo eine Wohnsituation nicht mehr den Bedingungen der neuen Zeit entsprach, zogen Menschen um. Dabei spielten ab dem ersten Herbst Faktoren wie die bessere Beheizung eine größere Rolle als Komfort und viel Platz. Wohnungen mit Kamin oder auch einem altertümlichen Holzofen waren begehrter als luxuriöse Ausstattung. Küchen, in denen Herde waren, die mit Holz geheizt werden konnten, dienten oft mehreren Familien gleichzeitig, die sich nach einem genauen Plan dort das Essen zubereiten konnten. So waren manchmal ältere Häuser beliebter und mehr bewohnt, als große moderne Villen.

Aber auch in den verlassenem Häusern war es eigenartig, dass in den großen Kühltruhen keine verderblichen Lebensmittel vergammelten. Nirgends stieß ich auf Verwesungsgeruch – und ich habe viele Häuser besichtigt. Die Truhen waren leer, die Lebensmittel verschwunden, wie ihre früheren Besitzer auch. Es war so, als ob eine große Ordnungsmacht zielgerichtet den übriggebliebenen Rest aufs Beste versorgte und auf alles achtete, was den Menschen schaden könnte und alles unterstützte, was ihnen half, mit der neuen Situation zurecht zu kommen. So, als sollte diesem Rest der Neuanfang erleichtert werden. Es fehlte nichts. Und wo doch, dann konnte man das Gewünschte in irgendeinem der leerstehenden Häuser finden und, weil es niemand mehr gehörte, an sich nehmen. Und jeder tat das mit einer großen Dankbarkeit denen gegenüber, denen diese Gegenstände früher gehört hatten. Man sah in ihnen, den verschwundenen Menschen, die Wohltäter einer neuen Generation, obwohl sie das in Zeiten ihrer Existenz gar nicht gewesen waren. Heute nun waren sie posthum zu großzügigen Gebern und ermutigenden Ermöglicern geworden, etwas, was sie zu ihren Lebzeiten empört von sich gewiesen hätten. Ihr Verschwinden und ihr Besitz bekamen auf diese Weise einen wichtigen Wert für die neue Zeit. Er bildete, zwar unfreiwillig, die Grundlage für eine Gesellschaft, die diese Menschen wahrscheinlich entsetzt abgelehnt hätten.

Die große Frage allerdings, die die Übriggebliebenen beschäftigte war, für manche sehr deutlich und bewusst, für andere eher im Untergrund nagend: Warum bin ich übrig geblieben? Warum lebe ich noch? Und jeder dachte an die Menschen, die sie von denen, die nicht mehr da waren, kannten und verglichen sich mit ihnen. War es ein Vorrecht, ein Überlebender zu sein? Oder war es eher eine Last? Waren die besser dran, die nicht mehr da waren, oder war es besser die neue Zeit gestalten zu können? Am Anfang fiel die Beantwortung dieser Fragen nicht leicht. Man wusste ja nicht, was noch kommen sollte und war sich nicht klar, wie man diese ungewöhnliche Situation beurteilen sollte. Aber dann setzte sich immer mehr die Freude über das Leben durch und die Lust am Neuen gewann die Oberhand. Die Grundfrage wandelte sich vom Warum ins Wozu: Wozu habe ich überlebt? Was ist mein Anteil an der neuen Zeit?

### Die neue Zeit

Ich empfand eine riesige Freiheit in diesen Tagen nach der Katastrophe. Und dieses ungeheure Gefühl von Weite und einem offenen Himmel blieb bis zum heutigen Tag, abgesehen von der schweren Zeit des ersten Winters. Es war nicht nur ein momentane Befreiung, sondern ein grundsätzliches neues Lebensgefühl. Und mit der Freiheit kam die Freude zurück. So unmittelbar wie seither habe ich die Freude noch nie gespürt. Vorher war die Freude immer verhalten gewesen, nur ansatzweise. Sie war nicht wirklich durchgekommen, sie hatte mich immer wieder nur gestreift. Nun war sie durchgebrochen, eine wunderbare riesengroße Freude. Ich wusste gar nicht, dass man sich so freuen kann und dass Freude eine so begeisternde Lebensenergie vermittelt. Ich hätte tanzen mögen. Auch die Welt um mich herum war von Freude erfüllt, so war ich eins mit der Schöpfung in der dankbaren Überzeugung, dass alles gut ist, wirklich gut.

Mir wurde erst jetzt so richtig bewusst, unter welcher Last ich mein ganzes Leben lang gelitten hatte. Aber diese Erkenntnis betraf nicht nur mich, sondern alle Überlebenden. Wie waren wir eingespannt gewesen in Zwänge und Abhängigkeiten! Wir waren nun alles Kleinliche und Begrenzende los. Wir waren unmittelbar. Wir brauchten nichts mehr, wir hatten alles, was nötig war – und das im Überfluss. So kam es uns vor. Niemand versuchte uns zu überzeugen, dass wir doch noch mehr benötigten. Die ständigen Gespräche um billige Preise und über Strategien, wie man etwas möglichst kostengünstig erwerben konnte, waren vorbei. Wir beschäftigten uns nicht mehr mit dem Aktienindex, Kursverlusten oder Zinsentwicklungen. Es ging um andere Dinge. Wir mussten nicht mehr miteinander konkurrieren um das billigste Schnäppchen oder den höchsten Gewinn. Wir lebten einfach. Wir hatten die Lasten abgelegt und das Leben war leicht geworden. Wer sich früher mit Hingabe um sein mühsam erbautes oder erworbenes Haus gekümmert hatte, hatte nun viele Häuser, die ihm zur Verfügung standen. Da es keine Zeitungen mehr gab, jagte keine schlimme Nachricht die andere. Man konnte sich in Ruhe und mit dem eigenen Tempo auf das einstellen, was passierte. Es gab nichts ständig etwas Neues, man musste deshalb auch nicht auf dem Laufenden sein. Auf einmal hatte man viel Zeit. Man sah sich um und es schien, als ob man seine Umgebung zum ersten Mal richtig wahrnehmen konnte.

Auch sich selbst begegnete man in neuer und tieferer Weise. Da man nichts mehr hatte, war man nur noch das, was übriggeblieben war, wenn aller Zierrat, alle Ablenkung, alles Drumherum abgefallen war. Man war sich selbst, mit seinen guten und schlechten Seiten. Auf meinen Wegen traf ich immer wieder Menschen, die alles hinter sich gelassen hatten und nur noch mit wenig Gepäck unterwegs waren. Das erfuhr auch ich: Man benötigte nichts, es war alles da, wenn man es brauchte. Natürlich vermisste ich in der ersten Zeit den gewohnten komfortablen Wohlstand. Sich ein Essen zu bereiten

war nicht mehr so einfach zu erledigen. Bis ein Feuer brannte und die die Nahrung gar war, verging Zeit. Man musste besser planen. Aber dadurch tat man das, was man tat, bewusster. Ich dachte immer wieder, wie sehr die vielfältigen Möglichkeiten unserer modernen Gesellschaft mehr und mehr zum Fluch geworden waren. Die Erleichterungen der Technik hatten nahezu alle Bereiche ergriffen und beherrschten sie nun. Fast nichts konnte mehr ohne elektrische Energie gemacht werden. Wir waren Abhängige von künstlich erzeugter Energie, sie war für uns wie zum unverzichtbaren Lebenselixier geworden, das uns aber zunehmend bestimmt und geknechtet hatte. In keinem Bereich ging es mehr ohne diese künstliche Unterstützung. Die Energie kam nicht von uns, sondern von außen. Wie sehr uns das bestimmt hatte, wurde uns erst richtig deutlich, als es keine elektrische Energie mehr gab. Wir hatten die Wahrnehmung der ursprünglichen Zusammenhänge durch die Krücke „Technik“ verloren. Wir waren hilflos geworden und benötigten ein Korsett, das uns einen äußeren Halt bot, aber die innere Haltung zerstörte. Wir waren wie Roboter geworden, die ohne äußere Unterstützung nichts mehr fertig brachten, ja, die nicht einmal eine eigene Ahnung von den nötigen und natürlichen inneren Abläufen mehr hatten. Immer mehr hatte ich den Eindruck, dass diese künstlich erzeugte Energie eine negative Energie war, die die Menschen mit negativer Kraft, also mit Ohnmacht, erfüllte. Nun hatte in der Katastrophe eine gewaltige Woge positiver Energie alle Minusenergie eliminiert. Das Negative, das Finstere und Beherrschende war vorbei. Jetzt erst war Leben möglich. Aus der Ohnmacht waren neue Möglichkeiten entstanden.

*Bis zu diesem Moment hat die Versammlung der Weisen meinem Bericht mit konzentrierter Aufmerksamkeit zugehört. Ich nahm eine gesammelte Stille wahr. Das hat mich in meinem Erzählen beflügelt. Ich spürte die freudige Zustimmung meiner Zuhörer. Nun unterbricht mich ein hagerer, älterer Mann: „Es war keine positive Energie, das war Gott!“ Ich spüre die Zurechtweisung in diesem Zwischenruf und bin kurz verunsichert. Wie soll ich reagieren? Soll ich mich gemäßregelt fühlen und gekränkt sein? „Lasst ihn weiterreden“, gebietet der weise Leiter der Versammlung. So fahre ich fort.*

Das war eben so, in den ersten Anfängen, in den Wochen nach der großen Veränderung. Ich gebe zu, damals verstanden wir noch sehr wenig. Erst nach und nach wurde uns bewusst, dass es Gott selbst gewesen war, der eingegriffen und alles verändert hatte, ja. Heute sind wir weiter und verstehen mehr. Wir haben im Lauf der Zeit bis heute vier unterschiedliche Phasen erlebt: Die erste Phase war die Zeit gleich nach der Katastrophe. Wir mussten uns zunächst neu zurechtfinden. Es brauchte Zeit, bis wir begriffen, was geschehen war und die Folgen erkannten. Erst nach und nach wurden uns die Konsequenzen bewusst. Das ging nicht von heute auf morgen. Auch bis wir zugestehen konnten, dass die erfolgten Veränderungen wohl unumkehrbar waren und dass nun für alle Zeiten es nie wieder so sein würde wie früher, vergingen Wochen. Der eine erkannte es früher, der andere erst später. Wir mussten ein eigenes Ja zu dem finden, was passiert war. Die zweite Phase war dann, auch wieder beim einen heftiger, beim anderen weniger ausgeprägt: das Erschrecken. Es war kein Erschrecken über die neue Zeit mit ihren eigenen Bedingungen. Wir hatten keine Angst vor dem, was vor uns lag. Wir waren erfüllt mit einer großen Zuversicht und Ruhe. Es war das Erschrecken über die Vergangenheit. Wir sahen plötzlich ganz genau, wie wir früher gelebt hatten. Wir erschrakten über unsere Oberflächlichkeit, unsere Leichtfertigkeit dem Leben gegenüber. Wir erkannten, wie sehr wir uns hatten ablenken lassen von Nichtigkeiten. In diese Phase wurden

viele Tränen geweint und Gott um Vergebung gebeten. Wir schämten uns ob unserem egoistischen, selbstbezogenen Lebensstil bis zum Moment der Katastrophe. Auch diese Phase dauerte ein paar Wochen. Immer wieder fielen uns Begebenheiten ein, die uns zutiefst beunruhigten und die wir uns einfach erzählen mussten. Wir lernten schonungslos offen zu sein und uns alles zu sagen. Wir bekannten einander die geringsten Dinge, nur um sie loszuwerden. Wir wollten die Vergangenheit hinter uns lassen, um offen zu sein für die Zukunft. Und je mehr wir das Alte losließen, desto leichter wurde es uns ums Herz und umso mehr hatte die Freude Raum in unserem Leben.

In der dritten Phase begannen wir, uns einzurichten. Das geschah vor allem nach dem ersten Winter, ungefähr nach einem Jahr. Wir erfanden uns neu, gestalteten eine neue Gesellschaft. Wir formten die neuen Bedingungen für das Miteinander. Das war eine kreative und schöne Zeit. Wir entdeckten Möglichkeiten, die uns bisher völlig fern und fremd gewesen waren. Es war so viel möglich – obwohl uns nicht mehr so viel zur Verfügung stand, vielleicht sogar deswegen. Ich werde davon noch ausführlicher berichten. Für mich war das die Zeit, in der ich Pfarrer Adam traf, mit dem ich vieles besprechen und klären konnte. In seiner Gemeinde beobachtete ich die grundlegenden Änderungen am deutlichsten.

Und nun zum Schluss kam die vierte Phase. Wir begannen noch mehr nach dem zu fragen, was dahinter stand. Wir suchten noch mehr als vorher den Sinn und Zweck dessen zu ergründen, was uns wiederfahren war. Jetzt erkannten wir, dass es Gott war, der uns begegnete, der uns die Türen öffnete und uns ein neues, anderes Leben ermöglichte. Und wir verstanden, dass wir im Vorraum seines Reiches angekommen waren. Wir waren es, denen die Gnade der letzten Generation geschenkt wurde. Wir waren die letzte Generation, die Generation des Neuanfangs, vom Nullpunkt an. Aber ich greife meinem Bericht vor.

Damals im ersten Sommer nach der Katastrophe passierte beides und ich glaube, dass das zur zweiten Phase gehörte: Wir erlebten ganz neu und unmittelbar die Nähe Gottes und erlebten uns selbst als fehlerhaft und begrenzt. Zum Beispiel redeten wir lange Zeit mit einem schlechten Gewissen darüber, dass das Tempo der früheren Zeit zu hoch gewesen war, so dass wir uns selbst immer hinterherrannten. Wir waren gar nicht bei uns gewesen. Wir machten uns viele Gedanken darüber, warum wir keine eigene Verantwortung übernommen, sondern uns in dieser Weise hatten jagen lassen. Warum hatten wir nicht „Stopp!“ gesagt und uns widersetzt? Wir fanden keine Antwort. Wir konnten uns nicht einmal damit herausreden, dass wir es nicht gemerkt hätten. Doch, wir fühlten uns gehetzt, getrieben, fremdbestimmt. Aber wir hatten es hingenommen als das Los der modernen Zeit. Wir hatten das alles in Kauf genommen als Kollateralschaden des Wohlstandes. Wollten wir, dass es uns gut ging und wir ein bequemes Leben führten, dann mussten wir auch das als natürliche Folge akzeptieren. Aber heute sehen wir, dass wir uns ein gutes Leben zu Lasten von gravierenden Nebenwirkungen geleistet hatten und dass dieses Leben nicht wirklich ein gutes Leben gewesen war. Wir hatten es uns nur eingebildet. Wenn uns damals in schwachen Momenten die Ahnung überkam, dass alles nicht so gut lief, wie wir es uns vorstellten, beschuldigten wir andere und machten ihnen ein schlechtes Gewissen, wir schoben die Verantwortung ab. Wenn es um uns selbst ging, dann vernebelten wir unsere Zuständigkeit und taten so, als ob es uns nichts anging, redeten unkonkret, allgemein und nahmen die Gesellschaft in die Pflicht. Oft wurde gelogen und die eigene Zuständigkeit abgewehrt. Wir suchten uns die eigenen Vorteile, notfalls auch zu Lasten des anderen. Hauptsache, wir standen gut da und konnten uns behaupten. Mit Menschen, die nicht mitkamen, gingen wir verächtlich um. Dinge, die wir nicht ändern wollten, bekamen zynisch das Attribut „Sachzwänge“, sarkastisch und aggressiv begegneten wir den Menschen, die uns kritisierten oder mit Recht hinterfragten. Jeder versuchte mehr aus sich zu machen, sich nach vorn zu schieben. Aber

dadurch waren alle bis aufs Äußerste angespannt, um ja keine Schwäche zu zeigen. Ein in Wirklichkeit anstrengendes und unechtes Leben! Nur: Wir wollten das vor uns selbst und vor den anderen nicht zugeben. Es ist kein Wunder, dass in dieser Zeit vor der Katastrophe der Glaube an das Gute, an Gott und seine Möglichkeiten mehr und mehr verloren ging. Und das Schlimme war, wir merkten es nicht. Wir verloren unsere Werte und spürten, wie wir leerer wurden. Wir versuchten die Leere mit vielem anderen zu füllen, aber das Leben wurde immer wertloser. Wir konnten die Hohlheit unserer Existenz nur mit viel Ignoranz und ständiger Ablenkung ertragen. Der Egoismus bestimmte alles, das Ich war die Hauptsache, die Achtung vor dem anderen sackte in den Keller, aber auch die Achtung vor sich selbst litt und damit auch der Mut, etwas zu verändern. Wo Ansätze zur Erneuerung gemacht wurden, blieben sie in den Gremien hängen. Da alle mitbestimmen wollten, wurde jeder gute Vorschlag letztlich blockiert, weil es immer jemand gab, der dagegen war. Viele Entscheidungen, die nötig gewesen wären, dauerten so lange, bis sie bedeutungslos wurden. All das hatte Gott mit einem Schlag beseitigt. Wir können ihm nur tief dankbar sein. Wir hätten es selbst nicht geschafft, uns von allen diesen Zwängen und Bedingungen, die wir uns selbst gemacht hatten zu befreien. Nun aber lebten wir!

*Ich habe mehr gesagt, als ich sagen wollte. Ich fühle mich erschöpft. Dieser Teil meines Berichtes hat mich angestrengt und viel gekostet. Eigentlich will ich nicht zurückschauen in die Zeit vor der Katastrophe. Aber nun war das einfach aus mir herausgebrochen. Ich merke, wie auch so lange nach dem Beginn der neuen Zeit, das Alte mich noch beschäftigt. Ich mache eine Pause und atme durch. Ich sehe in die Gesichter meiner Zuhörer. Sie lachen mir zu, sie ermutigen mich. Sie wissen Bescheid. Was ich sage, ist nichts Neues für sie. So kann ich fortfahren.*

## Unterwegs

Im ersten Sommer war ich viel unterwegs. Die Tage waren wunderschön und sonnig, die Nächte lau. Am Himmel stand eine Sonne, die dunkler aussah und größer wirkte, als ich sie von früher kannte. Sie machte einen altgewordenen Eindruck. Auch schien sie sich langsamer zu bewegen und die Tage kamen mir länger vor. Am Morgen erhob sie sich wie eine dottergelbe Scheibe und abends ging sie blutrot unter. In den klaren Nächten erlebte ich einen grandiosen Sternenhimmel. Die Luft war durchsichtig wie niemals vorher, kein künstliches Licht minderte die Dunkelheit. Umso mehr strahlten die Sterne. Ich sah Sternbilder, die ich vorher noch nie gesehen hatte. In manchen Nächten viel ein wahrer Regen von Sternschnuppen und oft stand das Nordlicht flackernd am Himmel, auch in warmen Nächten. Die Nächte waren viel zu schade, um zu schlafen und oft lag ich im Freien und schaute in die Weiten des Alls. Es war warm genug um draußen zu übernachten. Die Nachtigallen schlugen und sangen das Schlaflied. Wenn nachts tausende von leuchtenden Blinkfliegen in der Luft tanzten, ein zauberhaftes, unwirkliches Bild von kleinsten Lebewesen, die knapp über dem Boden ihren Reigen aufführten, dann wusste ich, dass es am anderen Tag ein Gewitter geben würde und konnte mir rechtzeitig einen Unterschlupf suchen. Wenn es regnete, dann schlief ich in einem der Häuser am Weg, das leer stand oder irgendwo in einem Schuppen. Nahrung fand ich in Fülle, entweder in der Natur oder dort, wo sich Menschen früher Vorräte angelegt hatten. Ich fand immer zum richtigen Zeitpunkt etwas zu essen. Einmal kam ich verschwitzt und hungrig nach einem langen Marsch in ein leerstehendes Haus und fand im Ofen das Feuer angemacht und auf dem Herd ein fertiges Gericht: gebratene Fische. Kurz davor hatte ich mir tatsächlich überlegt wie schön es wäre,



einmal wieder gebratenen Fisch zu essen. Das waren Zeichen der Fürsorge – ja der Fürsorge Gottes. Ich habe erst viel später herausgefunden, wer dieses Mahl für mich so fürsorglich vorbereitet hatte. Ich fühlte mich Gott so nahe wie noch nie in meinen Leben. Er umgab mich auf meinem Weg und ich kam mir nie ungeborgen und verloren vor. Ich war in seiner Welt angekommen. Wenn mein Gebet früher oft mehr die sehnsüchtige Herbeirufung Gottes war, so war es jetzt die Gewissheit von Gottes Nähe. Ich konnte ganz direkt und nah mit ihm reden. Immer mehr wurde in mir Gewissheit, dass Jesus wiedergekommen *war*, auch wenn wir ihn nicht sahen, so war er doch spürbar gegenwärtig. Ich hatte den Eindruck – und diesen Eindruck bestätigten mir immer wieder auch andere Menschen – dass Jesus uns heimsuchte und wir nun deshalb zuhause waren. Wir waren nicht mehr in eine fremde Welt geworfene Menschen, sondern Angekommene. Wir mussten nirgendwo mehr hingehen, wir mussten nicht mehr nach der endgültigen Heimat suchen. Wo wir waren, waren wir daheim. Jesus war gekommen und hatte die Fremde verwandelt und sie zu Unserem gemacht. Wir waren uns nicht mehr entfremdet, weil wir ihm nahe waren. Wir fühlten uns sicher, weil er da war und wir waren ihm nahe, weil er zu uns gekommen war. Wunder, die ich erlebte, bestätigten das auf nachdrückliche oder auch auf ganz unspektakuläre Weise: An einem späten Abend kam ich an eine Stelle im Wald, an der ein helles Feuer loderte, aber niemand war zu sehen. Ich konnte hier eine beschützte Nacht verbringen. Oder: Im richtigen Moment fand ich Vorräte, die noch genießbar waren, obwohl sie ihr Verfallsdatum weit überschritten hatten. Manchmal lag ich nachts unter dem Sternenhimmel und während das Gras um mich herum nass vom Tau war, war ich vollkommen trocken geblieben, als hätte jemand eine Decke über mich gebreitet.

Es gab keine Unwetter mehr. Die Natur hatte sich ausgetobt. Die Witterung war ideal für einen guten landwirtschaftlichen Ertrag. Das Getreide wuchs und obwohl nur wenige Felder bearbeitet werden konnten, war der Ertrag riesig. Vereinzelt hatten sich Landwirte wieder an die Arbeit gemacht und die Felder bestellt. Ihre Arbeit wurde reich gesegnet, so dass im Herbst eine Ernte eingebracht werden konnte, die für alle in großem Maß ausreichte. Es gab ja nur noch wenige Menschen und die hatten wirklich mehr als genug. Es schien, als ob Dornen und Disteln das fruchtbare Ackerland freigegeben hätten und die Arbeit nicht mehr im Schweiß des Angesichtes erledigt werden musste, sondern eine Lust war. Vieles wuchs wie von selbst. Es wurde auch dort geerntet, wo niemand gesät hatte. Im Herbst waren die Obstbäume übervoll und die Nüsse wurden Säckeweise eingesammelt. Bereits in diesem ersten Sommer begannen die Menschen sich zusammen zu finden. Es bildeten sich kleine Zentren von Überlebenden. Menschen fanden sich, zogen zueinander und bildeten eine neue Einheit. Jeder suchte sich nach und nach ein Plätzchen, wo er sich wohlfühlen konnte. Man wählte seinen Wohnsitz nach der Nachbarschaft, man war ja aufeinander angewiesen. Neue Freundschaften bildeten sich, Beziehungen wurden geknüpft, tragfähige Gemeinwesen entstanden. Auch Eigenbrötler gaben ihre Vereinzelung auf und suchten Gemeinschaft. Man spürte, dass die Existenz des Einzelnen gefährdeter war als früher. Man war sich und den Umständen ausgeliefert. Aber das machte das Leben wertvoll und jeder Augenblick war ein kostbares Geschenk. Die Erfahrung der Gefährdung führte die Menschen zueinander und niemand grenzte sich ab. Gelassenheit und Vertrauen prägten die Beziehungen. Man konnte loslassen, musste nichts mehr festhalten, konnte auch hergeben. Man sah ja nicht mehr nur sich, sondern das Ganze. Das Schlimmste was jemand hätte passieren können, wäre gewesen aus diesem Zusammenhang zu fallen, aus der Gemeinschaft verstoßen zu werden. Entsprechend mühte sich jeder um den anderen und war bereit, sich selbst einzufügen.

Nur vereinzelt blieben Menschen allein und zogen sich in die Einsamkeit zurück. Aber auch das wurde akzeptiert und immer wieder machten sich Menschen auf den Weg zu ihnen, um nach ihnen zu

schauen. Wenn ich unterwegs war stieß ich auf sie und konnte mit ihnen reden. Ich sah es als meine Aufgabe an, ihnen davon zu berichten, was anderswo geschah, um sie mit einzubeziehen. Ich hielt den Kontakt zu ihnen und verband sie so mit der Gemeinschaft der anderen.

Immer mehr interessierte es mich, wie sich diese neue Zeit gestaltete, wie die Menschen sich verhielten angesichts der total veränderten Umstände. Ich wollte selbst verstehen und den anderen helfen, das zu verstehen, was mit ihnen geschah.

So kann ich sagen, dass insgesamt die Gesellschaft auf dem Weg von der Postmoderne zurück in eine agrarische Struktur war, aber das ohne Mühe und Anstrengung. Dieser Schritt war kein Rückschritt, sondern ein Schritt in die eigentliche Bestimmung des Menschen. Es bestand kein Interesse mehr an der Technik, es ging auch ohne. Das Wichtigste waren die Beziehungen. Die Natur gab die Struktur vor und der Mensch gestaltete sich seinen Platz, es gab kein Gegeneinander, kein mühsames Kämpfen gegen die Umstände, nur einfache, klare Ordnungen, heilsame Abläufe. Wo früher die Frage im Raum stand: „Sollte Gott gemeint haben?“ War nun die Feststellung vorherrschend: „Gott meint es gut mit uns“. Es entstand eine Gesellschaft in der der Mensch nicht mehr den Menschen bestimmt, knechtet, zwingt oder schädigt, es gab keine Unterdrückung und Gewalt. Natürlich bestand noch Misstrauen. Ich will nicht alles nur ideal darstellen. Die Menschen änderten sich nicht von heute auf morgen. Und wer mit Erfahrung von Gewalt und Missbrauch groß geworden war, konnte die Angst und Vorsicht nicht von heute auf morgen ablegen. Es gab noch viele Wunden – das sollte ich in den folgenden Monaten deutlich erleben.

Ich durchwanderte menschenleere Landstriche. Es war trostlos auf Straßen oder endlosen Autobahnen zu gehen, interessanter waren die Wege durchs Gelände, die aber bald kaum noch zu erkennen waren. Tagelang sah ich niemand. Ich begegnete höchstens Wölfen und Luchsen, aber sie taten mir nichts. Die Natur eroberte sich ihren Bereich. Einmal begegnete ich einem Bären – es muss wohl weit im Osten gewesen sein. Wir erschrakten beide über dieses unerwartete Zusammentreffen. Wir sahen uns an und jeder überlegte sich, was zu tun sei. Der Bär war schneller mit seiner Entscheidung. Er knurrte mich an, was so viel bedeutete wie: „Du interessierst mich nicht weiter“, drehte sich um und verschwand im Wald. Das Desinteresse dieser gewaltigen Kreatur war für mich eine demütigende Erfahrung. Ich war in diesem neuen Zusammenhang der Natur als Mensch nur eine kleine, unwichtige Randerscheinung.

Ein anderes Mal marschierte ich in einer mond hellen Nacht und sah schon von weitem den Schatten eines Menschen vor mir auf dem Weg. Er kam mir entgegen. Während ich noch überlegte, wie ich reagieren sollte, war der Schatten verschwunden. Vorsichtig ging ich weiter. Da wurde mir bewusst, dass sich dieser Mensch in den Graben neben den Weg gelegt hatte. Als ich an ihm vorbeiging hörte ich sein Atmen. Sah ich so bedrohlich aus? Er hatte wohl mehr Angst vor mir gehabt, als ich vor ihm. Bis heute weiß ich nicht, warum dieser Mensch nachts unterwegs war, so wie ich auch.

Ich kam durch Ortschaften in denen sich die Natur bereits daran gemacht hatte, ihren Raum zurückzuerobern. Ich sah mit Erstaunen wie schnell Unkraut, Schlingpflanzen, Büsche und Bäume das bedeckten, was früher eine menschliche Siedlung gewesen war. Vor allem dort, wo Behausungen zerstört waren, überwuchs die Natur alles sehr schnell, als wollte sie ein Leichentuch über das Gewesene breiten und das Alte zum Vergessen bringen.

Dort wo Häuser, auch leerstehende, noch intakt waren, spürte ich den Frieden Gottes. Aber es gab auch Gegenden auf denen spürbare eine Last lag, wie in Fluch. Dort waren die Häuser zerstört, manchmal bot sich dem Auge eine richtige Trümmerlandschaft. Hier war das Gehen mühsam, die Luft schien dicker und verbraucher. Es gab also friedvolle, gesegnete Landstriche und solche, über

denen Bedrückung lag. Ob das auf die früheren Bewohnern zurückzuführen war? Nach meinem Eindruck waren nur dort die Wohnungen zerstört, wo jemand festhalten wollte. Es hatte offensichtlich dort Kämpfe gegeben, wo Menschen sich wehrten, Gott verfluchten und sich verschanzten im Gewohnten, wo sie sich sicher fühlen wollten und deshalb nicht befreit waren loszulassen. Nun wurden bereits nach kurzer Zeit die Trümmer von Rainfarn und Weidenröschen überwuchert, Weiden und Birken machten sich daran, die Ruinen zu verdecken.

Eigenartig war, dass fast sämtliche Brücken, auf die ich stieß, zerstört waren. Sie sahen aus, als hätte ihnen eine gewaltige Faust ein Schlag versetzt. Deshalb waren die Flüsse nicht zu überqueren, die Menschen konnten nicht ohne weiteres ihr Umfeld verlassen. Auch ich war gezwungen den Flüssen entlang zu gehen. Dadurch bündelten sich die Wege. Sie führten zu Furten oder Stellen, wo Brücken noch intakt oder notdürftig wieder errichtet worden waren. An einigen früheren Brücken fand ich Kähne, auf jeder Seite einer, so dass ich auf diese Weise über den Fluss kommen konnte. Man musste das Gewässer dann eben dreimal überqueren, um auch für den Nächsten die Boote wieder an jedem Ufer zu deponieren. Ich erlebte es in keinem Fall, dass beide Kähne auf einer Seite des Flusses gewesen wären. Man konnte sich vertrauen.

An einem schönen Tag stieß ich auf einen großen Bauernhof, der zum Zentrum vieler Menschen geworden war, die hier wie eine Großfamilie zusammen wohnten. Ich traf den Bauern auf seinem Acker, als er Kartoffeln hackte. Wir grüßten uns und kamen ins Gespräch. Ich fragte ihn nach dem Vieh, denn mir war aufgefallen, dass viele Ställe leer standen. Er antwortete: „Es gibt nur noch wenig Nutztiere, gerade so viel, wie wir versorgen können. Die Viehhaltung spielt keine so große Rolle mehr wie früher.“ Ich sah ihn an. Was war mit den Tieren geworden, die massenhaft in großen Ställen gehalten wurden: Kühe, Hühner, Schweine? Er schüttelte den Kopf. „Sie sind alle fort. Es ging ihnen wie vielen Menschen, sie sind verschwunden. Aber wir haben nirgends tote Tiere gefunden.“ Er stützte sich auf seine Hacke und schaute in die Ferne. „Sie wurden von ihrem Elend befreit. Vielleicht geht es ihnen heute besser als früher bei uns.“ Wieder machte er eine bedächtige Pause. Dann wies er auf einen Weidenbaum am Rand des Feldes. „Aber hier, da ist noch einer“, er lachte. Und tatsächlich, dort stand angebunden ein Esel, ließ müde seinen Kopf hängen und kümmerte sich um nichts und niemand. Sein trauriger Gesichtsausdruck berührte mich, seit Wochen hatte ich niemand gesehen, der so traurig ausschaute. „Der ist uns letzte Nacht zugelaufen. Wer weiß, was er durchgemacht hat.“ Ich ging zu dem Tier und klopfte ihm den Hals. „Den können Sie haben“, rief mir der Bauer zu, „wenn Sie wollen.“ Ich wollte. Und so kam ich zu Onesimus, meinem getreuen Gefährten auf meinem Weg durch die neue Zeit.

## 1. Jahr: Winter

### Die Schatten des Alten

Mein Esel Onesimus wurde mir ein nützlicher Begleiter. In manchen Situationen, in den ich nicht mehr wollte, stieß er mich an und forderte mich zum Weitergehen auf. Ich konnte auch nicht anders, als immer weiter zu gehen. Ein Innehalten war nicht möglich. Gott hatte etwas angestoßen, er hatte *mich* angestoßen und in Bewegung gesetzt. Nun ging es immer weiter. Ich hätte mich Gott widersetzen müssen, wenn ich meinen Weg verlassen hätte – und meinem Esel, der sehr störrisch sein konnte, wenn es ums Stehenbleiben ging. Er wollte weiter, er hatte Energie und Mut, wenn ich am Ende war. Ich konnte ihm mein ganzes Gepäck aufladen und trotzdem trabte er munter voran und zog mich hinter sich drein.

Ohne diesen treuen Gefährten hätte ich wahrscheinlich den ersten Winter nicht überstanden. Er war eine lange Zeit das einzige Geschöpf mit dem ich mich unterhalten konnte und er schien mich zu verstehen. Er klappte seine Ohren nach vorn, schaute mich geduldig an und hörte mir zu. Nur ab und zu schüttelt er sich so, dass es staubte. Dann schien er anderer Meinung zu sein. Manchmal nickte er auch oder gähnte, wenn meine Erklärungen zu lang wurden.

Im Herbst fanden wir viel Nahrung für uns beide. Aber die Nächte wurden spürbar kürzer und kälter. Wir waren unterwegs und ich wusste nicht wohin. Wir durchzogen das Land kreuz und quer auf der Suche – nach was? Das sollte ich erst in diesem Winter herausfinden.

Schließlich kamen unübersehbar die Herbststürme und der erste Raureif überzog eines Morgens das Land. Es wurde mir bewusst, dass eine Zäsur nötig war. Ich musste dringend klären, was ich wollte. Aber ich fand nicht den Mut, eine Entscheidung zu treffen. Ich hatte mich an das Wanderdasein gewöhnt und konnte mir nichts anderes mehr vorstellen. So kam der erste Schnee für mich doch sehr plötzlich und unvorbereitet. Ich hatte mich mit dem, was unweigerlich kommen würde, nicht beschäftigen wollen, nun wurde ich schlagartig mit der Tatsache konfrontiert, dass ich etwas unternehmen musste, wollte ich nicht in den Winterstürmen zugrunde gehen.

Ich befand mich irgendwo in einem weithin menschenleeren Land, das auch früher kaum besiedelt war. Dicke Schneewolken zogen sich am Himmel zusammen und die Luft wurde schneidend kalt und roch nach Winter. Auch Onesimus wurde unruhig. Er schaute mich immer wieder drängend an und forderte mich zu einer Entscheidung auf. Ich ignorierte seine Warnung und zog weiter, als wäre nichts. Dann begann es zu schneien. Dicke Flocken fielen immer dichter vom Himmel. Schnell war das Land weiß gepudert und wenige Augenblicke später lag bereits überall eine dicke Schneeschicht. Vom Weg war nichts mehr zu sehen. Die Flocken wurden größer und dichter und die Sicht reduzierte sich auf ein paar Meter. Dann begann sich der Wind schließlich zu einem ausgewachsenen Sturm zu entwickeln. Nun kam der Schnee von allen Seiten, weiße Wände wurden vor mir hergetrieben oder stürzten wie Fluten über mich. Langsam stapfte ich voran und hielt mich dicht an meinen Gefährten. Von ihm ging eine beruhigende Wärme aus. Aber es wurde immer dunkler, die Nacht brach herein. Jetzt wurde mir bewusst, dass ich einen Fehler gemacht hatte und dass mein Verleugnen der offensichtlichen Anzeichen des nahenden Winters verhängnisvoll gewesen war. Auch jetzt in der neuen Zeit gab es Gefahren, sie zu übersehen war sträflich. Ich hatte so getan, als würde alles so weitergehen wie immer und war unbekümmert meiner Wege gezogen. Nun war der Winter über mich hereingebrochen und ich war allein in einer verlassenem Gegend. Ich hatte mich selbst in eine schwierige Lage gebracht. Nicht nur mich, sondern auch meinen Esel. *Ich* war der Esel gewesen. Aber nun war es zu spät. Hier konnte ich nicht bleiben. Ich musste weiter. Auch wenn es eigentlich keinen Sinn machte. Ich stapfte, rutschte und stolperte voran, durch Schneewächten, Gräben, an Bäumen

vorbei, die bei jeder Berührung weitere Schneelasten auf uns abluden. Und als es gar nicht mehr gehen wollte und ich einsehen musste, dass ich mich verrannt hatte, stand ich plötzlich vor einem großen Haus. Eine herrschaftliche Einfahrt mit einem großen Tor ließ darauf schließen, dass ich zu einem alten Herrenhaus geraten war, das einsam am Waldrand stand. Eine breite Freitreppe führte zu einer Eingangstür, die offen stand. Der Wind hatte bereits eine Menge Schnee in die Eingangshalle geweht. Ich ging hinein und nahm auch Onesimus mit. In der Halle war es dunkel und kalt. Der Wind pfeff durchs Haus und erzeugte dabei heulende Geräusche. Ich suchte in meinem Gepäck nach einer Kerze. Aber als ich sie anzünden wollte, blies sie der Wind immer wieder aus. Ich ließ meinen Esel stehen und tastete mich durch den Raum, stieß dabei an Tische und Sessel, bis ich vor einem großen Kamin stand. Ich roch den Ruß und spürte den Zug durch den Kamin. Ich tastete den Boden ab und fand tatsächlich Papier und Holz und eine Schachtel mit überlangen Zündhölzern. Sie mussten schon einige Zeit hier gelegen haben, sie waren klamm. Nur dem Gespür meiner Hände folgend, begann ich Papier und Holzscheite im Kamin aufzuschichten. Erst später stellte ich fest, dass ich mich dabei entsetzlich mit Ruß verschmierte. Endlich gelang es mir, das feuchte Papier zu entzünden. Der Kamin zog gut und bald züngelte eine Flamme am Holz entlang. Nach einiger Zeit brannte das Feuer. Ich atmete auf. Wir waren gerettet. Mein Esel war die ganze Zeit geduldig im Raum gestanden und hatte sich auch nicht von den Rauchschwaden irritieren lassen, die ich kurzzeitig verursacht hatte. Nun holte ich ihn näher ans Feuer. Als es wärmer wurde, lud ich mein Gepäck ab und packte meine Sachen aus. Ich rückte ein breites Sofa in die Nähe des Feuers und suchte Decken für mich und Onesimus. Bald hatte ich für ihn und für mich ein Lager gebaut. In der Nähe des Kamins fand ich genügend Holz. Es würde für diese Nacht ausreichen. Dann legte ich mich auf die Couch und schlief ein. In der Nacht hatte ich schwere Träume. Ich verirrte mich andauernd, stieß auf finstere Wände, kam in dunkle Röhren, aus denen ich nicht mehr herausfand. Mit schwerem Kopf wachte ich auf. Es roch nach kaltem Rauch, das Feuer war ausgegangen. Ich entzündete es erneut und machte mich dann auf die Suche nach Essbarem. Onesimus lag auf seinen Decken und schaute mir traurig hinterher. Ich fand tatsächlich ausreichend Lebensmittel und meine Stimmung hob sich. Hier würde ich zur Not den Winter überstehen können.

Die nächste Zeit verbrachte ich damit, das große Haus, eine herrschaftliche Villa zu durchsuchen. Ich stöberte in alle Ecken und fand tatsächlich einiges Nützliche. Die früheren Besitzer waren für alles vorbereitet. Zum Beispiel fand ich auch einen Schrank voll mit Spirituosen: Whiskey, Gin, Weinbrand und vieles mehr – alles edelste Sorten. Ein erster Überblick ergab, dass die Lebensmittelvorräte einen Winter über ausreichen würden. Nur für Onesimus war nicht das Richtige dabei. Aber bald entdeckte ich den Stall, der offensichtlich Pferden gedient hatte mit Heuballen, trockenem Brot in einem Kasten und einer Miete mit Mohrrüben, die noch sehr frisch aussahen.

Wenn auch die äußere Versorgung nun gesichert war, fühlte ich mich zunehmend unwohl. Draußen schneite es immer noch. Der Schnee lag inzwischen fast zwei Meter hoch. Ich hatte mir nur mühsam einen Weg zu den Stallungen bahnen können. Ich holte weiteres Holz aus dem Schuppen und hielt das Feuer in der Halle am Brennen. Aber es wärmte nur, wenn man ganz nahe vor ihm saß. Sonst war es kalt in diesem Haus, eiskalt. Wenn ich herumging, hingte ich mir eine dicke Wolldecke um. Aber die Kälte war nicht das größte Problem. Mehr noch fühlte ich, wie in diesem Haus Hände nach mir griffen. Nachts wachte ich auf, weil ich das Gefühl hatte, dass jemand an mir rüttelte. Aber es war niemand da. In diesem Haus gab es eine Dunkelheit, die belebt schien. Ich versuchte mich abzusichern und zu schützen, indem ich mich bewaffnete. Einen Hirschfänger, den ich fand, band ich mir um und zwei Gewehre, die ich in einem Waffenschrank gefunden hatte, legte ich griffbereit. Ich weiß nicht warum ich das tat, ich hätte im Notfall nicht gewusst, wie ich die Waffen hätte handhaben

sollen – und ob sie überhaupt funktioniert hätten? Aber es gab offensichtlich in diesem Haus eine Macht, die mich veranlasste, selbst mächtig sein zu wollen. Ich rüstete innerlich auf, hatte Phantasien von Angriff und Verteidigung, sah mich immer wieder in Auseinandersetzungen verwickelt, in denen ich siegte. Ich spürte meine Ohnmacht und Schwäche und wollte entsprechend immer stärker sein. Meine innere Aggression nahm zu, das tat mir nicht gut. Ich wurde misstrauisch, vorsichtig und war ständig für einen Angriff gewappnet. Ich wollte stärker sein, ich wollte siegen. Ich wollte das, was mich bedrohte, beherrschen. Ich versuchte, die innere Ohnmacht in Allmacht zu verwandeln, gab mich stark, selbstbewusst und kühn. Die großen Vorräte von hochprozentigem Alkohol waren eine große Versuchung. Wenn ich mich schwach und bedürftig fühlte, konnte ich mich auf angenehme Weise aufrüsten. Außerdem wurde mir dann warm und ich kam mir nicht mehr so einsam vor. Ich hatte kurzzeitig das Gefühl von Grandiosität und Unbesiegbarkeit, aber umso mehr traf mich dann der Absturz in die raue Wirklichkeit. Jetzt vermisste ich zum ersten Mal seit der Katastrophe die komfortablen Erleichterungen des Alltags, eine warme Dusche, einen entspannenden Fernsehfilm, aufbauende Radiomusik. Es gab in diesem Haus nur Romane der übelsten Sorte: blutrünstige Krimis, seichte Liebesgeschichten, all das, was meine Gemütslage nicht erhob, sondern eher noch mehr belastete. Ich verlor in diesen Tagen meine Leichtigkeit, ich trat schwerer auf, ich wollte den unsichtbareren Bedrohern signalisieren, dass ich stark und unüberwindlich war. Gleichzeitig ging ich gebückt und lauernd, verlor den aufrechten Gang. Immer mehr vergaß ich dabei meinen Esel zu versorgen. Ich kümmerte mich nur noch um mich und war bemüht, mich selbst im Gleichgewicht zu halten. Die Nächte waren fürchterlich. Die Alpträume nahmen zu, die Bedrohung wurde immer spürbarer. Es war wie ein schwarzer Schlund, der mich verschlingen wollte, ein Loch, das mich unweigerlich ansaugte und in die Tiefe zog. Die Nächte gaben keine Erholung, das Licht des Feuers keine Wärme und nur einen schwachen, flackernden Schein, der größte Teil der riesigen Halle blieb im Dunkeln. Manchmal schrie ich in der Nacht und wachte daran auf. Manchmal brüllte ich Befehle. Ich hörte den Marschschritt von Soldaten. Ich vernahm Schüsse, Schreie und Stöhnen. Manchmal war mir, als ob Kanonendonner das Haus zum Zittern brachte. Aber ich wollte standhalten, ich wollte bestehen, ich wollte mich nicht besiegen lassen. Ich war größer, stärker, besser. Dabei verfiel ich immer mehr. Ich fieberte, mir war heiß und kalt, ich schwitzte und fror. Draußen hatte der Schneesturm aufgehört, die Landschaft lag dick verschneit schweigend vor mir. Dann kamen die Wölfe. Ich hörte ihr Heulen wenn es dunkel war und tags sah ich ihre Spuren vor der Tür. Ich fühlte mich nur sicher, wenn das Gewehr in Reichweite lag. Bei allem war mein Esel so still, als wäre er nicht da. Er fraß, wenn ich ihm etwas brachte und schlief, wenn ich mich nicht um ihn kümmerte. Er wurde magerer und schaute irgendwie traurig drein.

Schließlich kam der Tag, an dem ich den Raum entdeckte. Er war mir bisher entgangen. Eine Tür im Keller führt in einen dunklen Gang, dann wieder zu einer schweren Tür. Dahinter ein modriger Raum, wie eine Gruft. Ich entzündete eine Kerze und erkannte, dass dieser Raum tatsächlich so etwas wie ein Mausoleum war. Auf einem altarähnlichen Tisch stand eine große Büste aus schwarzem Marmor. Es war Hitler. Dahinter an der Wand ebenfalls ein großes Bild von ihm, mit einem schwarzen Trauerflor bekränzt. Auf Regalen an den Wänden waren verschiedene Dinge ausgestellt: Pistolen, Koppelschlösser, Ausgaben des Buches „Mein Kampf“, Orden, Peitschen, Schlagringe und vieles Mehr, das an die Zeit des Nationalsozialismus erinnerte. In der Ecke standen Soldatenstiefel. In einem Ständer weitere Gewehre. Das war also das Fundament dieses Hauses, das war das dunkle Geheimnis dieser alten Villa. Von hierher kam die Bedrohung. Es war der Schatten einer dunklen und noch nicht verarbeiteten Vergangenheit, der nach mir griff! Mich packte ein abgrundtiefes Grauen. Gegen diese Macht war ich wehrlos. Wenn ich stärker sein wollte, war ich

verloren. Dieser Gegner, war mir zu groß. Ich stürzte die Treppen hinauf, packte meine Sachen zusammen, machte Onesimus reisefertig, indem ich ihm noch ein paar Decken auflud und verließ fluchtartig das Haus. Hier konnte ich keine Sekunde länger bleiben. Gegen die Vergangenheit konnte ich nicht kämpfen ohne besiegt zu werden. Die Vergangenheit konnte ich nur in Gottes Hand zurücklassen. Aber das Alte hätte mich fast in seinen Bann gezogen und an sich gebunden. Wenn ich gegen die Schatten der Vergangenen verloren hätte, hätten sie mich zu ihrem Diener gemacht. Ich wäre meiner eigenen Ohnmacht ausgeliefert und ständig bemüht gewesen, mich stärker zu machen, als ich war. Ich hätte mit eigenen Mitteln kämpfen müssen, hätte mich angestrengt und verausgabt und letztlich doch verloren.

## Die Krise

So stapfte ich wieder durch die Einsamkeit. Onesimus ging voraus, er bahnte den Weg. Er schien wieder zu seiner alten Munterkeit und Kraft zurückgefunden zu haben, seit wir das Haus verlassen hatten. Er schien genau zu wissen, wohin er wollte. Ich war verzagt. Ich hatte die Lust am Unterwegssein verloren. Ich kam mir so erbärmlich vor und hatte das Gefühl, dass ich diesem Weg mit seinen Herausforderungen nicht gewachsen war. War ich doch bereits der ersten Versuchung erlegen! Ich hatte mich als nicht zuverlässig und wirklich stark erwiesen, ich hatte nur so getan. Ich war im Grunde immer noch der Alte geblieben, ich hatte mich nicht verändert. Das erfüllte mich mit dem Gefühl tiefer Verzweiflung. Ich ging hinter Onesimus her und achte auf nichts. Ich spürte nicht, wie die Kälte in meine Kleidung kroch, wie meine Füße zu Eiszapfen wurden, wie die Tränen in meinem Gesicht froren und wie ich immer nasser wurde, durch den Schweiß von innen und den Schnee von außen. Meine Zähne klapperten und ich zitterte am ganzen Körper. Aber es war mir, als wäre ich nicht in mir. Ich war weit weg. Nur wie im Traum nahm ich wahr, dass mich mein Esel zu einer kleinen Siedlung geführt hatte, geduckte, tief verschneite, kleine Katen, wie er vor einer der Hütten stehen blieb, einfach stur und ohne die geringste Bereitschaft weiterzugehen, mich an einer Tür ablieferte, wie ich diese Türe öffnete, den kleinen Raum betrat und wie ohnmächtig niederstürzte. Ich hatte keine Kraft mehr, hatte alles in einem aussichtslosen Kampf verbraucht. Ich war am Ende und konnte nicht mehr. Fieberkrämpfe schütteln mich, mein Körper krampfte sich zusammen. Wie im Fieberwahn nahm ich wahr, oder es schien mir nur so, dass jemand in die Hütte kam, Feuer im Ofen machte, mich auszog, abrieb, in trockene Decken hüllte und auf die Ofenbank legte. Als ich nach einiger Zeit wieder aufwachte – waren Tage oder nur Stunden vergangen? – war es warm im Raum, das Feuer brannte im Ofen, trocken Scheite waren vorbereitet und auf dem Tisch standen Brot, Käse und ein Krug Milch. Heißhungrig griff ich zu, es war Aufbaunahrung für Leib und Seele. Dann schlief ich wieder ein, wer weiß wie lange. Als ich das nächste Mal erwachte, fühlte ich mich wieder kräftiger. Ich stand auf, legte Holz nach und suchte mir etwas zu essen. Ich überlegte, ob es ein Traum war oder Wirklichkeit, was ich erlebt hatte. War tatsächlich jemand da gewesen und hatte mich versorgt? Letztlich war es mir egal, fühlte ich mich doch besser. Ich fand gutes Brot, kräftigen Käse und frische Milch in der Speisekammer und sättigte mich ein weiteres Mal. In der ganzen Zeit, in der ich mich in dieser Hütte befand, gingen Brot, Käse und Milch nicht aus. Als ich mich gestärkt hatte, suchte ich nach Onesimus. Er stand in einem kleinen Stall hinter der Kate, begrüßte mich sehr vergnügt und hatte ebenfalls ausreichend zu füttern.

Ich war aus dem dunklen Haus der Macht und der Vergangenheit entkommen – aber nun griff die Einsamkeit nach mir. Das Alte war fort und das Neue noch nicht geboren. Ich war allein mit mir. Ich war mir ausgeliefert. Ich war ins Nichts zwischen alt und neu gefallen. Später verstand ich, dass

genau in diesem Niemandsland das Neue entsteht. Die Zeit des Nichts ist wichtig, um alles loszulassen, um ganz arm zu werden. Das war die notwendige Grundvoraussetzung für das neue Leben. Ich erkannte: Nur, wenn ich nichts mehr selbst in der Hand habe und mich an nichts mehr festhalte, bin ich frei für das, was kommen soll. Aber ich wusste bisher nicht, dass Loslassen ein so erbärmlich schwieriger Prozess ist. Es war ein wenig wie Sterben. Und das Ich wehrte sich dagegen. Ich wollte nicht loslassen, ich wollte nicht arm und bedürftig sein, wie ein kleines Baby. Alles was mir lieb und teuer war, stand auf und wurde übermächtig. Ich sagte mir vor, was ich bereits erreicht hatte, zählte meine Erfolge auf. Ich nannte meine Gaben und Fähigkeiten, ich strich meine Qualitäten hervor. Aber nichts zählte, alles war doch immer nur der Abklatsch meiner Bedürftigkeit, ein Versuch das Nichts zu kaschieren. Ich musste an den Punkt kommen, an dem ich mir eingestand, dass ich nichts bin und nichts kann, dass ich nichts in der Hand hatte, was ich vorweisen könnte und dass ich ganz und gar auf die Gnade und Hilfe Gottes angewiesen war. Und als ich nichts mehr hatte, musste ich mich mit mir zurechtfinden – oder besser: abfinden – wie ich war. Aber dieser Punkt war der Wendepunkt, von da an wurde alles anders. Nun war ich bereit, das Neue von Gott her anzunehmen.

Dazu kam, dass es um mich herum totenstill war. Es gab in diesem Schneewinter so gut wie keine Geräusche, nachdem der Wind sich gelegt hatte und die große Kälte anbrach. Die Vögel verstummten und auch die Wölfe zogen sich zurück. Ich musste die Stille aushalten und in dieser Stille wurde alles in mir laut, was noch nicht gestorben war. Tausend Gedanken, viele Fragen, ständig neue Impulse meldeten sich überlaut aus meinem Inneren und prallten gegen die Stille. Es war stellenweise ein verzweiflungsvolles Ringen um die innere Ruhe. Ich erkannte, dass die vielen Sinnesreize und Eindrücke eines lauten Alltags abgelenkt hatten von dem, was in mir war. Alles war überreizt gewesen und ich hatte die leisen Töne nicht mehr hören können. Jetzt in der Stille, waren diese leisen Töne überlaut, teilweise so laut, dass sie schmerzten. Aber während ich früher nicht sehr empfindsam war für das, was sich in mir regte, konnte ich nun meine wirklichen Gefühle wahrnehmen. Teilweise war es erschreckend zu sehen, was in mir vorging. Ich war schonungslos mit mir selbst und meinem Inneren konfrontiert. Aber je mehr es mir gelang, die Stille auszuhalten und die Ruhe auch in mir einkehrte, desto mehr kam ich zu mir selbst, desto wirklicher wurde ich. Es war so, als wäre ich vorher nur ein Schatten meiner selbst gewesen, nun aber wurde ich substanziell. Es gab nichts, was mich ablenkte. Es war niemand da, mit dem ich hätte reden können, niemand über den ich mich hätte erheben und lustig machen können. Mein einziges Gegenüber war Onesimus. Der geduldige Esel musste sich in dieser Zeit viel anhören. Aber er war ein willige Zuhörer, wenigstens ein Wesen aus Fleisch und Blut, warm, fellig, das atmete und kaute, Geräusche und Gerüche verbreitete. Es tat mir gut, mich mit meinem Gefährten zu befassen, ihn zu streicheln, zu bürsten, zu füttern oder ihm einfach nahe zu sein.

Am Tiefpunkt dieses Winters feierte ich Weihnachten. Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Es gab keine Kalender und keine Uhr nach denen ich mich hätte richten können. Es war auch egal. Und so wurde es das intensivste und echtteste Weihnachtsfest, das ich jemals erlebte. Ich feierte die Geburt Christi in dunkelste Nacht am Tiefpunkt der Schuld, am Wendepunkt meiner Existenz. Dorthin, wo ich nicht mehr weiterwusste, kam Jesus. Als ich ganz unten war, wurde er geboren, ganz neu für mich. Er war mir nahe in dieser Kiste, die einem Stall nahekam. Nur mein Esel leistete mir Gesellschaft und trotzdem spürte ich, dass die ganzen Massen der himmlischen Heerscharen mitfeierten. So fühlte ich mich nicht mehr ganz allein. Hier war der Mittelpunkt der Welt, hier geschah das Entscheidende. Es geschah in mir und ich war beteiligt. Es war nicht irgendeine schöne, fromme Geschichte, sondern Gottes Geschichte mit mir. Als ich ganz allein war und mir selbst total ausgeliefert, war mir Gott am



nächsten, er füllte das Nichts aus, wie damals das kleine Kind die einfache Krippe. Ich wurde zur Krippe für den Sohn Gottes. Das gab mir Zuversicht. Ich wusste nicht, was kommen würde. Ich hatte keine Ahnung wie alles weiterging. Ich war allein, mutterseelenallein und ohne Kenntnis, ob und wie es für mich weitergehen würde. Aber Jesus war bei mir. Das war das Wichtigste. Deshalb hatte ich Hoffnung und Zuversicht, deshalb gab es für mich eine Zukunft.

Von diesem Punkt aus, nach diesem Weihnachtsfest irgendwann in diesem Winter, wurde jeder Tag ein Fest: Ich hatte losgelassen und wurde gehalten. Ich hatte hergeben und war beschenkt worden. Ich hatte nichts Eigenes mehr und doch hatte ich alles. Ich wusste nicht, wie es weitergehen würde, aber ich hatte die große Gewissheit einer guten Zukunft in mir. Ich war gestorben und nun lebte ich wirklich. Das war der Anfang eines neuen Lebens. Mein Glaube an Gott hatte eine neue, feste Grundlage gewonnen. Ich machte mir klar: Wenn es mir gut geht und ich mich in aufbauender Gemeinschaft befinde und liebe Menschen mich ermutigen und bestätigen, ist es leicht an Gott zu glauben – aber allein? Da ist es dann wirklich Gott und nicht nur ein Gefühl, da ist der Glaube Realität, eine Glaube ohne zu sehen. Eine Gewissheit, die von innen kommt und nicht von außen. Und noch etwas anderes stand in diesen Tagen vor meinen Augen: Es ist nichts Zufall! Gott geht mit mir meinen Weg. In der Einsamkeit begann ich zu sehen, als mich nichts mehr ablenkte blickte ich durch: Gott hatte mich berufen. Ich sollte sehen, ich sollte sein Seher sein. Er öffnete mir die Augen, damit ich wahrnahm und erkannte, was geschah. Wobei sich dann auch gleich wieder die Zweifel meldeten: Was sollte mit dem geschehen, was ich sah? Wem sollte ich es mitteilen? Gab es überhaupt Menschen, die mich hören wollten, die mit mir verstehen wollten, was geschieht? Ich zweifelte...

*An dieser Stelle meines Berichts gibt es wieder Unruhe unter den zuhörenden Mitglieder des Rates: „Wir hören dir zu!“, ruft jemand aus der Menge. „Das ist genug. Oder sind wir etwa niemand?“ Alle lachen. Es ist mir peinlich. Ich versuche mich zu rechtfertigen: „Ja heute sehe ich, worauf alles hinlief, heute verstehe ich, dass ich sehen sollte, um es euch zu berichten, dass nichts umsonst ist von dem, was ich gesehen habe. Hier hat es seinen Platz und ihr hört mir zu. Aber“, ich mache ein Pause, „früher hatte ich oft das Gefühl, dass mich niemand hören will, sich niemand für das interessiert, was ich sah.“ Mir kommen fast die Tränen als ich an die vielen vergeblichen Versuche denke, den Menschen das verständlich zu machen, was mir wichtig geworden war. Aber dann erinnere ich mich an noch etwas...*

Damals machte mir Gott auch deutlich, dass es nicht nur darauf ankommt, dass ich das, was ich sah, Menschen mitteilte. Nein, Gott selbst interessierte sich dafür. Er wollte, dass ich sah und das, was ich erblickte, ihm erzählte. Er wollte mit meinen Augen sehen. Er wollte durch mich die Sichtweise eines Menschen kennenlernen. Ich sollte ihm alles sagen. Das war wichtig. So begann ich immer mehr, mit Gott zu reden. Manchmal führte ich auf meinen Wegen lange Selbstgespräche. Und dabei entstand ein Kreislauf, der sich selbst verstärkte: Ich sah und versuchte zu verstehen. Ich sagte Gott, was ich sah und was ich erkannte. Und indem ich es Gott berichtete, sah ich mehr und verstand ich mehr. Das konnte ich ihm wieder mitteilen – und wieder gab es eine Schicht, die darunter lag. Ich konnte Neues entdecken und erkennen. So konnte ich Dinge und Vorgänge immer tiefer durchdringen und verstand immer besser. Während Gott mit meinen Augen sah, lernte ich mit den Augen Gottes zu sehen und das, was geschah, von ihm heraus, von innen heraus zu begreifen.

In diesem Winter in der Einsamkeit der Abgeschiedenheit begann ich auch zu singen. Ich sang viele Lieder, so wie sie mir in den Sinn kamen. Es gab ja niemand, der mich störte oder sogar auslachte. Ich sang auf meine Weise meine Texte. Ich sang meine Texte zu alten Melodien und alte Texte – soweit ich sie auswendig kannte – zu neuen, eigenen Melodien. Ich sang mit Inbrunst und laut. Es wäre wahrscheinlich seltsam gewesen, wenn zufälligerweise jemand mitbekommen hätte, welche Geräusche und Tönen aus einer kleinen einsamen Kate mitten in der Wildnis drangen. Aber es war ja glücklicherweise niemand da, der mich hätte hören können. So entstand etwas ganz Neues in dieser Wintereinsamkeit. Ich wurde ein neuer Mensch. Und als der Schnee schmolz, war ich nicht nur schlanker geworden, sondern auch innerlich fester, ruhiger, mutiger. Ich war bereit für weitere weite Wege.

## 2. Jahr: Frühjahr und Sommer

### Pfarrer Adams Gemeinde

Seit diesem Winter sehe ich auch die kleinen Dinge mit neuen Augen. Ich erkenne selbst in den Details die Bedeutung. Und ich habe verstanden, dass es nichts Unwichtiges gibt. Dadurch, dass wir einer Sache einer Bedeutung geben, wird sie bedeutsam. Vieles, was ich bisher übersehen hatte, wurde wichtig und ich lernte, mich über Kleinigkeiten zu freuen. Es gab so viel, wofür es sich lohnte dankbar zu sein. Und das war meist nicht das Große, Auffällige. Auch die Kleinigkeiten bildeten eine Fülle interessanter und wichtiger Dinge, die mein Leben unglaublich reich machten. Das Einfache bekam Gewicht. Ich benötigte nicht mehr viel anderes. Ich brauchte nicht mehr alles, ein kleiner Ausschnitt genügte vollkommen. Das war faszinierend. Und je mehr ich das Kleine sah und ihm Bedeutung beimaß, desto mehr entdeckte ich. Eine neue Welt tat sich vor mir auf, eine reiche, bezaubernde und gewaltige Welt. Wenn ich die Fähigkeiten dazu gehabt hätte, wäre ich zum Dichter geworden. Und noch etwas anderes geschah mit mir: Ich wurde zufriedener. Ich konnte warten und genießen, es musste nicht alles gleich passieren, alles hatte seine ihm eigene Zeit. Ich sah hinter die Dinge und entdeckte hinter ihnen die Ruhe Gottes. Ich spürte, wie in allem Gottes Zuspruch steckte: „Siehe es war sehr gut!“ Ich war eins mit mir, eins mit Gott und eins mit dieser Welt, der ich begegnete und die mir begegnete. Die Dinge kamen auf mich zu und boten sich mir an. Und gleichzeitig war ich offen für sie und bereit, sie in mir aufzunehmen, um sie zu verstehen. Ich verstand die Dinge von innen, aus ihrem eigenen Wesen heraus. Das war eine faszinierende Erfahrung. Ich betrachtete und wurde betrachtet. Ich benötigte Distanz, um sehen zu können und gleichzeitig war ich ganz nah, war ich sogar in den Dingen und sie in mir. Dieses Verwoben sein war gleichzeitig das Gefühl, in Gott zu sein und ich wusste, dass er auch in mir ist: „In ihm leben, weben und sind wir.“

Endlich meldete sich der Frühling. Der Schnee schmolz und ich stellte mich darauf ein, bald weiter zu wandern. Ich war begierig, hinauszugehen, die neu gewonnene innere Weite auch äußerlich zu erleben, als es noch einmal einen Wintereinbruch gab. Ich war enttäuscht und fühlte mich ausgebremst. Aber nun zeigte sich, was neu geworden war. Ich verbohrte mich nicht im Groll oder versuchte doch mit meinen Mitteln, mein Ziel zu erreichen – früher wäre ich vielleicht trotzdem losgegangen und hätte dabei wieder die Erfahrung von Mühsal, Strapazen und Umwegen gemacht. Nein, ich hielt aus, stellte mich dieser Situation und geduldete mich – eine interessante neue Erfahrung. Ich warte darauf, bis Gott das Kommando zum Losgehen gab und bis dahin schickte ich mich und hielt still. Es war eine befreiende Erkenntnis: Ich war frei von mir selbst, meiner Ungeduld, meinem eigenen Wollen, meinem Drängen und meinen Plänen, die ich unter allen Umständen verwirklichen wollte.

Der Frühling kam letztlich doch. Zwar etwas später, aber dann umso mehr mit Macht. Innerhalb weniger Tage wurde es mild, überall sprossen die Pflanzen aus dem nassen Boden, der sich bald anwärmte und von der Sonne getrocknet wurde. Die Vögel hatten ein Spektakel, dass es eine wahre Freude war – vor allem morgens – und überall lockte der Weg zum Hinausgehen. Und ich ging hinaus. Ich ging von mir hinaus in die neue Welt Gottes.

*An dieser Stelle mache ich eine Pause. Ich fühle mich erleichtert und befreit. Ein schwieriger Teil meines Berichtes liegt hinter mir. „Möchten Sie etwas trinken?“ Jemand reicht mir ein Glas Wasser.*

*Ich nicke dankbar. Ich fühle mich auch eins mit meinen Zuhörern. Ich bin hier bei ihnen, einer der ihnen. Ich fühle mich auf- und angenommen in ihrer Mitte.*

Nun möchte ich erzählen, wie ich Pfarrer Adam kennenlernte, der mir im zweiten Jahr meiner Reise ein wichtiger Bruder wurde, weil er mir half, die Dinge zu sehen und zu verstehen. Die Gespräche mit ihm haben mich viel gelehrt.

Tagelang war ich in jenem Frühling unterwegs und ich traf keine Seele. Ich wollte diesen Landstrich hinter mir lassen und war auf der Suche nach Menschen. Eines Tages kam ich in einen riesigen Wald. Zuerst dachte ich, dass ich ihn bald durchqueren könnte, aber dann zog er sich und nahm kein Ende. Im Gegenteil, er wurde immer dichter und finsterer. Es gab bald nur noch schmale Pfade, das Unterholz wurde undurchdringlicher und vor allem für Onesimus wurde das Vorankommen mühsam. Nun ging ich voran und bahnte ihm den Weg. Aber wir kamen nur langsam vorwärts. Einige Male mussten wir im Dickicht übernachten. Da der Himmel über den Baumkronen nicht zu sehen war, konnten wir uns auch nicht orientieren. Mir kam es vor, als ob wir im Kreis gingen. Wahrscheinlich hatten wir die Richtung verloren und folgten nur Wildwechseln, die nirgendwo hin führten. Da, mitten im Wald, traf ich auf Pfarrer Adam. Er stand auf einer kleinen Lichtung, hatte ein Buch in der Hand und betrachtete eine Pflanze, die dort wuchs. Als wir aus dem Gebüsch brachen, drehte er sich um. Er schien überhaupt nicht erstaunt zu sein, uns hier zu sehen, so als hätte er auf uns gewartet. „Gott zum Gruß“, empfing er uns in seiner etwas antiquierten Sprache, aber mit freundlicher Herzlichkeit und einem lachenden, offenen Gesicht. „Was tun Sie hier“, fragte ich vorsichtig. Man konnte ja in diesen Tagen nicht sicher sein, wem man alles begegnen würde. „Ich suche verlorene Menschen“, sagte er lachend. „Und“, fragte ich, „haben Sie schon welche gefunden?“ Er lachte schallend, ein so herzliches und aufrichtiges Lachen, wie ich es in den nächsten Monaten noch öfters hören sollte. „Nein, aber zwei Esel.“ Sein Lachen war so ansteckend, dass ich mitlachen musste. „Im Ernst“, frage ich, „Sie gehen hier durch den Wald und suchen nach verlorenen Menschen, nach solchen, die sich verirrt haben?“ „Nein, Sie haben mich missverstanden. Ich bin Pfarrer. Da ist es mein Beruf, verlorene Menschen zu suchen. Und manchmal geschieht es wie nebenbei, dass ich dann auch verirrte Menschen finde. Sie haben sich verlaufen?“ fragte er mich, als ob es etwas ganz Normales wäre. Da stellte ich mich ihm vor und erzählte, wo ich herkam. Er wurde ernst: „Da sind wir uns ja wohl nicht zufällig begegnet“, sagte er bedeutungsvoll. Er sollte Recht haben. Nun stellte er sich vor und erklärte mir, dass er Pfarrer einer Gemeinde sei in einem Dorf am Waldrand, das früher Finstermoos geheißen hätte, aber sich nun Freudewald nannte. Und er lud mich ein, zu ihm zu kommen. Selbstverständlich nahm ich diese Einladung gerne an – nach diesem Winter endlich wieder ein menschliches Lebewesen und dann auch noch so eine erfreuliche und aufbauende Person!

Wie aufbauend und ermutigend Pfarrer Adam für mich war, erkannte ich erst nach und nach in vielen Gesprächen. Schon als er mich aus dem Wald führte, erklärte er mir: „Hier in dieser Gegend lebten die Menschen früher sehr vereinzelt. Nach der Katastrophe fanden sie sich allerdings zusammen, kamen in unser Dorf und siedelten sich dort an. Es gab ja Platz genug.“ Er schaute mich an, ob ich mit seinen Andeutungen etwas anfangen konnte. Ich nickte. „In diesem Winter nun haben wir einen gemeinsamen Neuanfang gemacht. Sie werden es sehen, wir sind dabei, eine neue Form von Gemeinschaft zu finden. Das Entscheidende dabei ist: Der Mensch ist nicht mehr das Maß der Dinge.“ Pfarrer Adam strahlte mich an. „Und endlich kann ich das sein, was ich eigentlich schon immer sein wollte, aber aufgrund der vielen organisatorischen Belange unserer starren Verwaltungs-

Struktur, nicht sein konnte: ein Hirte. Nun kann ich mich um die Menschen kümmern – und vor allem auch den Verlorenen nachgehen. Ich kann Pfarrer sein inmitten einer Gemeinde von Menschen, einem dichten Netzwerk an Beziehungen. Alles Überflüssige spielt keine Rolle mehr. Wir haben Zeit füreinander und können uns einander zuwenden. Alle sind voller Erwartung und Offenheit für das, was unter uns geschieht. Wir achten aufeinander und sind in allem füreinander da. So habe ich mir Gemeinde immer vorgestellt.“ Man sah Pfarrer Adam an, dass er in seinem Element war.

„Ja, der Himmel ist auf die Erde gekommen“, sagte ich, um zu zeigen, dass ich seiner Meinung war. Er schaute mich interessiert an. „Nein, nicht der Himmel ist gekommen, sondern Jesus hat sich auf den Weg gemacht. Er ist uns nahe gekommen und er wird immer sichtbarer werden, je näher er ist. Und weil Jesus da ist, ist auch der Himmel da, berühren sich Himmel und Erde. Das ist eine Erfahrung und eine Erkenntnis nicht nur für wenige Menschen, sondern für alle, Gotteserfahrung ist nichts exklusives mehr. Wir sind auf dem Weg zurück ins Paradies.“ Das kam mir nun etwas übertrieben vor und ich schaute mein Gegenüber skeptisch an. Er lächelte. In diesem Moment traten wir aus dem Wald. Vor uns lag ein Dorf, das einen sehr belebten Eindruck machte. Ein Kind sprang uns entgegen. „Hallo José, hast du auf mich gewartet. Ich habe Besuch mitgebracht.“ Und zu mir gewandt sagte er: „Das ist eines unserer Kinder, die sich bei uns eingefunden haben, weil sie keine Eltern mehr haben.“ Und an das anknüpfend, was wir vorher gesprochen hatten, sagte er: „Wir brauchen heute alle eine kindlichen Glauben.“ Da wurden wir auch schon von einer Meute von Kindern umringt, die uns mit viel Hallo ins Dorf begleiteten und denen es vor allem Onesimus angetan hatte, der sich gern streicheln ließ.

In der Mitte des Dorfes gab es einen großen, freien Platz und gleich daneben die Kirche. „Hier im Pfarrhaus wohne ich mit meiner Frau“, erklärte Pfarrer Adam. Er winkte zum Fenster hinauf und kurz darauf trat seiner Frau aus der Tür, eine freundliche, stämmige kleine Person mit einem ebenfalls offenen und freundlichen Gesicht. „Das ist Rosi, meine Frau“, stellte er vor. „Sie werden bei uns wohnen so lange sie wollen. Wir haben Platz genug.“ Seine Frau begrüßte mich fröhlich, fragte mich nach meinen Wünschen und ging dann wieder ins Haus, um mein Zimmer zu richten. „Ich zeige Ihnen so lange die Kirche.“ Pfarrer Adam fordert mich zum Mitkommen auf. Ich ließ meinen Esel in der Obhut der Kinder und betrat das kleine, schmucke Gotteshaus.

„Wir feiern heute ganz andere Gottesdienste als früher. Alles ist unmittelbarer. Gott ist spürbar gegenwärtig. Vieles ist offen und geschieht spontan. Wir feiern Gott in unserer Mitte und wir feiern als Menschen, die sich als Gerettete zusammengefunden haben. Wir sind heute wirklich eine Gemeinschaft, nicht mehr nur eine Versammlung. Es gibt keine Gottesdienstbesucher mehr, sondern nur noch Beteiligte. Ich habe schon manche Veränderungen erlebt“, lachte Pfarrer Adam, „da gab es eine Phase da wurde eine Bühne in die Kirche gebaut für Anspiele und Konzerte oder sonstige Aufführungen. Wie im Theater wurden Scheinwerfer installiert. Dann wurden die Bänke entfernt und Stühle in die Kirche gestellt, damit man unkompliziert Gesprächsgruppen bilden konnte. Zuletzt waren Beamer und Leinwand nötig, auf die hin sich das Gottesdienstgeschehen ausrichtete. Heute ist es die Gemeinschaft – und ist es die Beziehung zu Gott. Wir beten gemeinsam, singen unsere Lieder zur Gitarre. Jeder kann einen Gedanken beitragen, der ihm wichtig ist oder von einer persönlichen Erfahrung berichten. Wenn jemand ein Anliegen hat, kann er es mitteilen und ich greife in meinen Predigten das auf, was ich in unserem Alltag wahrnehme. Es ist ein reibungsloses Miteinander. Und die Orgel versuchen wir auf Handbetrieb umzustellen, vielleicht gelingt es uns bald, einen alten Blasebalg einzubauen.“

In diesem Moment kam ein junger Mann in die Kirche, begab sich zum Glockenseil, das im Raum unter dem Turm baumelte und fing an, die kleine Glocke zu läuten. Ich sah Pfarrer Adam fragend an. „Das ist Manuel. Seine Aufgabe ist, an jedem Mittag die Glocke zu läuten. Wer die Glocke läutet, bestimmt die Zeit.“ Er lachte schallend und nickte dem jungen Mann aufmunternd zu. Dann wandte er sich wieder an mich. „Im ernst, es gibt ja keine Uhren mehr und wir gestalten unseren Tag nach der Mitte des Tages. Wenn die Sonne am höchsten steht, ist Mittag, dann wird geläutet. Manchmal kommen dann Menschen hierher und werden still oder beten für die Arbeit des Tages.“ Tatsächlich kamen einige Menschen in die Kirche, ältere und jüngere. Sie setzten sich im Kreis. „Kommen Sie, wir wollen nicht stören.“ Pfarrer Adam führte mich in das Pfarrhaus. Dort war der Tisch für ein gutes Mittagessen gedeckt. Die erste Mahlzeit für mich in Gemeinschaft mit anderen nach langer Zeit. Ich genoss sie, als hätte ich nie etwas Köstlicheres gegessen.

### **Wichtige Entdeckungen**

Das Mittagessen wurde mit einer kleinen Tasse Kaffee abgeschlossen. „Unsere Vorräte an Kaffee gehen bald zu Ende. Wir werden uns umstellen müssen.“ Pfarrer Adam seufzte und seine Frau ergänzte: „Auch Gewürze und Salz werden knapp.“ Zu ihrem Mann gewandt sagte sie: „Hier werden wir uns bald etwas einfallen lassen müssen.“

Den Nachmittag verbrachte ich, indem ich das Dorf besichtigte und den ersten Kontakt zu seinen Bewohnern aufnahm. Ich erlebte viele freundliche, offene Menschen, die sich gern Zeit nahmen für ein Gespräch, die mich in ihre Wohnungen führten und mit sichtlichem Stolz ihr neues Gemeinwesen vorführten. Nirgends entdeckte ich eine Spur von Wehmut oder Bedauern über das was geschehen war. Offensichtlich hatte jeder seinen Platz gefunden und war zufrieden mit den Umständen seines Lebens. Ich spürte eine große Gelassenheit und Ruhe, niemand hetzte, Zeit schien in großem Maß zur Verfügung zu stehen. Das Gespräch, die Zuwendung, das Kennenlernen nahm einen großen Raum ein. Man interessierte sich füreinander – und in diesem Fall nun besonders für mich. Ich wurde vielfach gefragt, wo ich herkam und was ich in den letzten Monaten gemacht hatte. Seltsamerweise wollte niemand von mir wissen, was ich vorher getan hatte, als ob die Zeit vor der Katastrophe nichts mehr zählte. Die Menschen wollten mehr von dem hören, wie es anderswo zuging und ob sich auch dort das neue Leben formierte.

Nachdem Abendessen lud mich Pfarrer Adam in seine Studierstube ein. „Hier“, sagte er andächtig und hielt mir dabei eine Flasche Wein unter die Nase, „habe ich noch einen alten Bordeaux. Den können wir zusammen trinken. Ich habe ihnen irgendwo gefunden, ich weiß nicht, wie er in unser Dorf gelangt ist. Heute ist er fällig.“ Er lachte tief und fröhlich. „Oder? Unser Zusammentreffen ist doch ein guter Anlass.“ Ich nickte. Tatsächlich, es war ein Château d’Yquem, in früheren Zeiten hätte man ein paar Hundert Euro für eine Flasche bezahlt. Wir machten es uns gemütlich. Der Wein war schwer und kräftig, er stammte aus einer längst vergangenen Zeit.

Ich fragte Pfarrer Adam nach seiner Bemerkung über den Neuanfang seiner Gemeinde, die er auf dem Weg hierher gemacht hatte. Pfarrer Adam erklärte mir: „Im Winter hatten wir viel Zeit zum Austausch und Gespräch. Die Schneemassen ließen auch nicht viel anderes zu. Wir haben uns in der Kirche getroffen, Es war der einzig große Raum, der mit Holz zu heizen war, und haben uns Gedanken gemacht, wie wir miteinander leben wollten. Alle kamen zu diesen Austauschrunden – auch die, die nicht zur Gemeinde der Christen gehörten. Wir machen hier generell keine großen Unterschiede mehr. Wir haben darüber nachgedacht, wie wir zusammenleben wollen und gemeinsam formuliert, was uns wichtig ist. Wir haben folgende Sätze formuliert“, er wies auf ein Plakat an der Wand: „Wir

gehören zusammen. Wir helfen uns gegenseitig und stehen für einander ein.“ Pfarrer Adam machte eine Pause und dachte nach, er wollte offensichtlich nichts Falsches sagen. „Diese Grundsätzen haben alle zugestimmt. Jeder hat sein eigenes Ja dazu gesagt. Für manche war das nicht einfach. Als diese Grundlage die gemeinsame Absichtserklärung war, haben wir uns überlegt, was das für uns praktisch heißt und haben dann einige Konsequenzen formuliert: Wir kümmern uns umeinander und ergänzen einander. Alles gehört allen. Wir schauen nicht nur auf uns selbst, sondern auch auf den anderen. Es soll allen Dorfbewohnern gut gehen. Jeder gibt, was er hat. Jeder bringt sich mit seinen Gaben ein.“

„Das ist ja wie bei den ersten Christen.“ Ich war begeistert.

„Nein“, widersprach mir Pfarrer Adam, „Es gibt keine Neuauflage der ersten Gemeinde. Das war vor zweitausend Jahren möglich, kurz nach der Zeit Jesu und als unmittelbare Auswirkung der Ausgießung des Heiligen Geistes. Die Christen heute sind nicht mehr enthusiastisch begeistert, sie sind eher erdverbunden, selbstverständlich und natürlich. Aber auch das ist ja eine Frucht des Heiligen Geistes, nur stiller, unspektakulärer, weniger mit Geistesgaben, mehr mit dem praktischen, normalen Vollzug des Lebens, ohne Schnörkel und ohne faszinierende Begleiterscheinungen.“ Pfarrer Adam überlegte erneut. „Wir sind nicht wie die ersten Christen. Wir sind eher die Generation der letzten Christen. Wir finden zurück zu einem ganz einfachen, unmittelbaren, persönlichen Christentum. Und nun sind wir dabei, das einzuüben. Sie könnten uns dabei helfen.“ Das war ein konkreter Auftrag an mich. Ich dachte kurz nach und stimmte zu. Das war genau das, was ich gern machen würde und es gab mir die Gelegenheit noch länger hier zu verweilen.

Ich berichtete Pfarrer Adam von meinen Erfahrungen im Winter. Er hörte mir aufmerksam zu. Dann sagte er: „Gott führt uns in die Enge, damit wir zu uns selbst finden. Er will, dass wir *in* uns die Weite finden. Er erspart uns nicht die Konfrontation mit unseren Unsicherheiten. Er spannt uns in den Schraubstock, damit wir uns wehren und unsere Kraft spüren. Er fordert uns zu eigenen Schritten auf, damit wir von uns weg kommen. Er zeigt uns, was in unserem Leben nicht stimmt, um uns zu befreien. Wir müssen uns dann nicht mehr ausweichen oder uns vor uns selbst schämen. Wir wissen, wie bedürftig wir sind. Und in diesem Moment der tiefen Selbsterkenntnis schenkt Gott sich uns selbst. Er schafft ein Vakuum, das er mit sich und mit seiner Liebe füllt. Was könnte besser sein?“ Er lachte mich an, erhob das Glas und prostete mir zu. Der Wein war tatsächlich vorzüglich.

Dann war es still in der Studierstube. Wir hingen unseren Gedanken nach. „Wir leben in einer neuen Zeit.“ Pfarrer Adam unterbrach die Stille. „Unter uns ist die große Erwartung von Neuem, eine neugierige Offenheit und eine große Gelassenheit. Wir sind gespannt, was passieren wird. Wir orientieren uns nach vorn und schauen nicht mehr zurück. In unseren Diskussionen geht es nicht mehr um Ziele, sondern um das, was getan werden muss. Wir wenden uns einander zu und grenzen uns nicht mehr voneinander ab. Es muss sich niemand mehr profilieren.“

Pfarrer Adam richtet sich auf: „Kannst du dir eine Welt ohne Gewalt vorstellen? Die gibt es nicht! Seit dem Sündenfall leidet die Schöpfung Gewalt. Nur mühsam, durch Regeln und Gesetze, kann die Gewalt eingeschränkt werden. Trotzdem kommt es immer wieder zu Gewaltausbrüchen. Der Mensch ist in seiner Natur gewalttätig. Nun hat Gott aber eingegriffen und wieder die Welt in den Zustand versetzt, wie es war, bevor die Gewalt ins Spiel kam. Alles Gewalttätige hat er beseitigt, der Mensch muss nicht mehr gewalttätig für sich kämpfen oder sich verteidigen. Er bekommt, was er brüht – jeder, niemand muss darauf achten, dass er sich gegen den anderen durchsetzt, weil er sonst zu kurz kommen könnte. Nun erlebst du: Ohne Gewalt gibt es keine Macht, kein oben und kein unten mehr. Alle sind gleich. Und ohne Gewalt gibt es keine Angst, die Menschen können sich wieder vertrauen.“

Es war die Gewalt, die alles verdorben hat, die die Beziehungen zerstörte. Die Gewalt ist der Gegensatz von Liebe. Gewalt und Liebe passen nicht zusammen. Am Anfang war Gottes Liebe, dann kam die Gewalt. Seither ist alles von der Gewalt bestimmt: Die Beziehungen der Menschen, das Lernen, das Kaufen und Verkaufen, sogar der Glaube an Gott unterstand den Bedrängnissen der Gewalt durch das Gesetz einer unbarmherzigen Moral. Alles geschah unter der Herrschaft des Beherrschens und Bestimmens – auch in der christlichen Gemeinde: Der eine bestimmt, der andere gehorcht. Unterwürfigkeit war das Prinzip der Welt. Die einen hatten die Wahrheit und deshalb die Macht. Sie setzten ihre Wahrheit gegen die durch, die zweifelten oder anderer Meinung waren. Allmählich hat sich der Mensch so an die Gewalt gewöhnt, dass er gar nicht mehr anders sein kann als gewalttätig. Aber Gott wollte es anders. Denn Gott ist Liebe. Er hat die Welt gewaltfrei geschaffen, in seinem Paradies gab es keine Gewalt, keine Herrschaft des einen über den anderen. Die Konkurrenz, der Neid und das Gegeneinander kamen durch den Baum der Erkenntnis: ich bin besser als du, ich weiß mehr, ich bin klüger.“ Pfarrer Adam schüttelte angewidert den Kopf. „Heute, jetzt hat der Mensch die Chance zu sich zu finden, so wie ihn Gott gedacht hatte: ohne Gewalt, ohne Macht, liebend und dienend. Die Macht ist nicht das Normale – das erkennen wir heute, wo wir auch andere Möglichkeiten haben. Die Gewalt war das Problem in allem! Nicht die Gewalt gibt Befriedigung, Frieden, Erlösung, sondern Jesus, der als erster Mensch zeigte, wie ein wirklich gewaltfreies Leben aussieht, der aus der Liebe zum Menschen lieber gestorben ist, als Macht auszuüben – nicht einmal fromme Macht. Nun erleben wir eine erlöste Welt, eine Welt ohne Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Hierarchien, Konkurrenz und verachtender Beschämung. Das ist Gottes Welt! Jetzt hat der Mensch vielleicht zum ersten Mal wirklich die Möglichkeit, Mensch zu sein, zu beweisen, dass er menschlich ist – so wie Gott ihn sieht und ihn gedacht hat.“

„Das ist das Reich Gottes auf Erden“, bemerkte ich.

„Nein, so weit würde ich nicht gehen“, widersprach Pfarrer Adam, „es ist alles noch sehr irdisch und vorläufig. Das Eigentliche, das Beständige ist noch nicht da. Vielleicht leben wir in einer Vorstufe des Reiches Gottes, in einer Zeit der Vorbereitung. Reich Gottes ist Gottes Herrschaft. Alles, was nicht zu Gott gehört und eigene Herrschaftsansprüche über den Menschen erhebt, gehört nicht dazu und muss weichen. Wir erleben diese Reinigung als eine grundsätzliche Klärung: Was gehört zu Gott und was nicht?“

„Sind deshalb so viele Menschen verschwunden“, fragte ich vorsichtig. „Wurden die Bösen weggenommen, die sich Gott widersetzten?“ Pfarrer Adam wiegte nachdenklich seinen Kopf. „Ich glaube, so einfach ist es nicht“, antwortete er. „Wir haben uns viele Gedanken gemacht, warum die einen weggenommen wurden und die anderen geblieben sind. Wir haben hierüber noch keine endgültige Erkenntnis. Es sind nicht die Bösen, die fehlen. Wir entdecken noch viel Böses in uns und spüren, dass wir uns noch gewaltig verändern müssen. Nein, es sind eher die Mächtigen, die nicht mehr da sind und die, die sich mächtig vorkamen, die die Macht an sich gerissen haben und zu ihrem Vorteil ausspielten, die andere unterdrückten und manipulierten. Es fehlen die Antreiber, die Lauten, die sich so wichtig genommen haben oder wichtig machten, die Egoisten, die sich nur um sich kümmerten und ihren Vorteil suchten.“

„Gott stürzt die Mächtigen vom Thron“, zitierte ich den Lobgesang Marias aus der Bibel. Pfarrer Adam nickte. Dann rezitierte er feierlich die Bibelstelle 1. Korinther 1, 26 bis 29: „Seht doch, liebe Brüder, auf eure Berufung. Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viel Mächtige, nicht viel Angesehene sind berufen. Sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; und das Geringe vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt,



damit er zunichte mache, was etwas ist, damit sich kein Mensch vor Gott rühme.“ Wir schwiegen betroffen und dachten über uns nach, dann ergänzte Pfarrer Adam stockend, als müsse er sich überwinden, das zu sagen: „Dadurch, dass diese bestimmenden Menschen nicht mehr da sind, haben die anderen, die Stillen, die Vorsichtigen und Zurückhaltenden die Möglichkeit, sich zu entfalten. Da es die Menschen in der ersten Reihe nicht mehr gibt, sind die von hinten nach vorn gerutscht. Nun sind sie dran. Und das ist etwas ganz anderes. Es war ja nicht nur schlimm, dass viele Menschen sich in den Vordergrund spielten und dabei gravierende Fehler machten, sondern auch, dass sie den anderen den Platz wegnahmen, die es vielleicht hätten besser machen können.“ Pfarrer Adam schien bekümmert.

„Weil die Antreiber, die Vorlauten und Schnellen fehlen, geht es ruhiger zu“, stellte ich bestätigend fest. Das würde die ruhige Gelassenheit der Menschen erklären.

„Ja, es war wie eine Befreiung für viele. Plötzlich hatten alle Menschen Zeit. Jeder konnte sich um sein eigenes Tempo kümmern, es gab keine Hektik mehr, kein Müssen, kein Gejagt werden. Aber bald wurde deutlich, dass es nun an den Überlebenden war, die neue Zeit zu gestalten, niemand konnte sich mehr hinter anderen verstecken und Verantwortung abschieben. Nun war jeder persönlich gefragt. Das war für einige eine große Herausforderung, zu der sie auch erst ihr eigenes Ja finden mussten. Die Unscheinbaren bekommen jetzt ihren Platz, den dürfen sie nun ausfüllen. Sie dürfen zeigen, was in ihnen steckt.“ Wieder machte Pfarrer Adam eine Pause und wir hingen unseren Gedanken nach. Wie schön war es, Zeit zu haben und sich gegenseitig diese Zeit auch zuzugestehen.

„Ich habe den Eindruck“, fuhr Pfarrer Adam fort, „auch die Zeit läuft langsamer und die Menschen altern weniger. Das mag daran liegen, dass jeder bedächtiger und ruhiger leben kann und sich mehr Zeit nimmt für das, was er tut. Aber vielleicht liegt es auch daran, dass sich die Zeit durch die Katastrophe verändert hat. Es gibt keine Uhren mehr und wir können es deshalb nicht nachprüfen, aber oft hatten wir schon den Eindruck, dass ein Tag heute länger ist als früher. Wir haben für alles viel mehr Zeit.“

Ich wünschte mir, dass der Abend überhaupt nicht aufhören würde und dass diese neue Zeit ewig ginge.

„Noch etwas fällt uns auf“, ergänzte Pfarrer Adam und das klang bekümmert, „es werden keine Kinder mehr geboren. Wir haben hier noch keine endgültige Sicherheit, dazu ist die Zeit zu kurz, aber der Eindruck ist sehr stark: Die Menschen altern nicht mehr so deutlich und es kommen keine neuen Menschen mehr zur Welt. Ist das auch ein Hinweis auf das Ende? In den ersten neun Monaten gab es noch etliche Geburten zuletzt sogar noch sehr viele. Offensichtlich hatte die Katastrophe bei vielen Paaren dazu geführt, in den Tagen danach, in der großen Ungewissheit, wie es weiterging, Kinder zu zeugen. Aber seither ist kein Kind mehr zur Welt gekommen und die Frauen wurden nicht mehr schwanger. Die Kinder, die jetzt Kinder sind, bleiben vielleicht Kinder, wer weiß, aber die Menschheit pflanzt sich nicht mehr fort. Auch das wäre ein Hinweis auf die letzte Generation: Wir sind am Ende angelangt.“

Ich hatte noch ein paar Fragen: „Wenn die Mächtigen weg sind, sind dann vor allem die Frauen übriggeblieben? Und wo sind die, die entrückt wurden, hingekommen?“

„Das sind schwierige Fragen“, antwortete Pfarrer Adam, „Die Mächtigen und die Vorlauten, sind nicht nur die Männer. Es gab auch sehr manipulative und beherrschende Frauen. Nein, man kann nicht sagen, dass mehr Frauen übrig geblieben sind. Wir schätzen, dass etwa ein Drittel der Bevölkerung überlebt hat und zwei Drittel verschwunden sind.“

„Wie schon in der Bibel steht: Der dritte Teil soll übrig bleiben (Sacharia 13, 8-9)“, fiel mir ein.

„Vielleicht“, Pfarrer Adam war sich nicht sicher, „man könnte auch Psalm 37, 35-36 als biblische

Belegstelle anführen. Aber“, Pfarrer Adam schüttelte nachdenklich den Kopf, „wir wissen nicht, ob wir solche Bibelstellen auf uns heute beziehen können und wir wissen auch nicht, ob wir von Entrückung reden sollen. Wir wissen nur, dass wir zurückgeblieben sind und überlebt haben und die anderen verschwunden sind. Wohin? Keine Ahnung. Meine Frau hat sich schon einmal mehr scherzhaft überlegt, ob nun alle Mächtigen zusammen auf einem entfernten Stern leben und wie es dort dann wohl zugehen würde. Ob sie sich nun gegenseitig antreiben und jagen? Und wer ist unter den Mächtigen der Mächtigste? Werden sie sich vielleicht gegenseitig ausrotten, bis nur noch einer übrigbleibt – und der regiert dann mächtig über sich?“ Er lachte.

„Jedenfalls ist für uns Übriggebliebene der Tod nicht mehr bedrohlich. Wir sind wie Gestorbene und in eine neue Zeit Hineingeborene. Es gibt auch kein Zwingen mehr, keiner kann den anderen unterwerfen und bedrohen. Die Machtmittel üben keine Gewalt mehr aus, sie sind zerbrochen. Das Jammern hat auch aufgehört, es gibt keine Vorwürfe mehr, auch Gott gegenüber können wir keine Vorhaltungen mehr machen, denn der Egoismus, das Kreisen um sich selbst, ist vorbei. Alle sind froh, den alten Ballast los zu sein. Wir fühlen uns befreit und wie neu. Wir sind eine arme Gemeinschaft, die gibt, was sie hat. Wir sind machtlose Menschen, die einander beistehen und helfen und deshalb stark sind. Wir sind heimatlose Menschen, die anderen Heimat geben. Wir kreisen nicht um uns selbst, sondern entdecken einander als wichtige Ergänzung. Wir fühlen uns als Christen, wirkliche Christen – so als wären wir vorher nur ein wenig christlich gewesen.“

Der gute Wein war getrunken, die Kerze nur noch ein kleiner Stumpf. Wir verabschiedeten uns und wünschten uns eine gute Nacht. In dieser Nacht schlief ich zum ersten Mal wieder richtig gut. Ich fühlte mich geborgen wie ein Kind und genau am richtigen Platz.

### **Die neue Gemeinschaft**

Den Sommer verbrachte ich in Freudewald und erlebte tatsächlich ein Dorf voller Freude. Ich gewann viele Freunde. Tiefe Beziehungen wurden geknüpft. Ich fand ein Gemeinwesen vor, das nach neuen Bedingungen entstand: Man hatte alles und man hatte Zeit. Man verlor keine Zeit durch mühselige Versuche die Abläufe zu optimieren und Zeit zu sparen. Man lebte in einer Haltung getroster Gelassenheit im Blick auf die Zukunft. Man konnte sich unmittelbarer und nachdrücklicher dem widmen, was jetzt gerade wichtig war. Man lebte dadurch intensiver und gegenwärtiger, viel bewusster. Die Erlebnisse waren stärker und nachdrücklicher als jemals vorher. Viele sagten: „Wir sind bei uns angekommen und nun leben wir, nun erst leben wir wirklich.“

Die Frauen spielten in diesen Veränderungen eine große Rolle, es war ihre Stunde. Die Kleinfamilien lösten sich auf, man fand in größeren Gemeinschaften zusammen, es wurde ein starkes Beziehungsnetz geknüpft. Das Gespräch miteinander bekam ein neues Gewicht, jede Begegnung war ein intensiver Austausch. Der Glaube an Gott wurde eingebunden in die Lebensvollzüge, war nichts eigenes mehr, sondern bestimmte selbstverständlich den Alltag. Auch wer bisher nicht an Gott glaubte wurde mit einbezogen: Leben und Glauben waren eins. Gott war so spürbar gegenwärtig, dass jeder zu jedem Zeitpunkt mit ihm rechnete. Er gehörte einfach dazu.

Da es nicht in jedem Haus die Möglichkeit gab auf Holzfeuer zu kochen, bildeten sich Kochstellen, wo einzelne, dazu befähigte Frauen und Männer für viele Menschen kochten, die dann kamen und sich ihr Essen abholten. Vielfach wurde gleich an Ort und Stelle gemeinsam gegessen. Andere Mitglieder der Gemeinschaft versorgten die Kinder. Die Kleinen wurden betreut und beim Spielen beaufsichtigt, die anderen erhielten Unterricht. Alles geschah in einer sehr lockeren und unbeschwerten Weise. Die Kinder konnten Kinder sein.

Einige Mitglieder der Gemeinschaft gingen durch die Häuser und erfassten den Bestand von allen Gütern in großen Listen. Benötigte jemand irgendetwas, ging er zu diesem Komitee und erfuhr dann, wo er den gewünschten Gegenstand finden konnte. So wurden die bestehenden Güter gerecht verteilt. Jeder bekam, was er benötigte. Es wurde nicht bewertet, ob jemand etwas tatsächlich brauchte oder nicht. Man vertraute sich. Es bildeten sich Räume in Häusern, in denen alle zur Verfügung stehenden Kleider gesammelt wurden und wer ein neues Kleidungsstück suchte, konnte sich dort bedienen. Die Waren wurden von kundigen Mitgliedern der Gemeinschaft nach Größen sortiert und sorgfältig aufbewahrt. Auch wenn man sich auf diese Weise nicht mehr unbedingt elegant kleiden konnte, so war alles doch sehr funktional und praktisch. Niemand wurde verlacht, weil er nicht top modisch angezogen war. Es galten andere Kriterien. Genauso wurde es auch mit den Brillen gehandhabt. Alle Brillen wurden zusammengeführt und man holte sich die Brille, die passte – auch wenn sie dann vielleicht komisch aussah. Das Äußere spielte einfach keine Rolle mehr. Wer sich in der Landwirtschaft auskannte, betätigte sich dort. Wer Brot backen konnte, gehörte zum Backhaus-Team. Ein paar Menschen beschäftigten sich mit Bienenzucht, andere mit der Viehhaltung. Wieder andere wurden mit der Herstellung und Lagerung von Lebensmitteln betraut, mahlten die Getreidekörner, lagerten die Kartoffeln ein und versorgten das Obst – vieles wurde eingekocht. Ein paar Frauen hatten die Aufgabe, Wasser heiß zu machen, das von jungen Burschen aus dem Bach hertransportiert wurde, denn die allgemeine Wasserversorgung funktionierte nicht mehr. Seit der Katastrophe war das Wasser aus dem Bach ohne Schadstoffe klar und schadstofffrei. Wer baden wollte, reservierte sich einen Termin in einem Badezimmer und bekam eine Wanne warmen Wassers vorbereitet.

Eine Gruppe hatte die Aufgabe übernommen, die Wäsche zu waschen oder für die Sauberkeit in den leerstehenden Häusern zu sorgen. Ein weiteres Team befasste sich mit der Entsorgung von Abfall, dessen heutige Menge in keinem Verhältnis zu den früheren Ausmaßen stand, und mit der Beseitigung der Fäkalien. Es waren über Gruben öffentliche Latrinen errichtet worden.

Jeder hatte seinen Bereich und seine Aufgabe, so wie es ihm lag. Wer konnte, brachte seine Erfahrungen ein und lehrte die anderen. Man hatte Zeit, alles geschah in Freundlichkeit, in langsamem Tempo und in großer Ruhe. Keine Ungeduld war zu spüren, kein Drängen und keine Ablehnung, wenn jemand etwas nicht gleich kapierte. Vor allem die Kinder genossen es, dass sich die Erwachsenen viel mit ihnen beschäftigten und gern mit ihnen Zeit verbrachten. Ebenso waren die Kinder gern bereit, ihren Anteil an der Gemeinschaft zu geben, indem sie kleine Aufgaben übernahmen. Auch die Kranken und Alten wurden umsorgt und liebevoll betreut. Man freute sich über ihre Geschichten und profitierte von ihren Erfahrungen. Auffällig war, dass es wenig Kranke gab. Es gab einen Heilkundigen im Ort, der für alle Wehwehchen und auch schwierigeren Sachen zuständig war, aber er hatte kaum zu tun. Wo Unfälle passierten, heilten die Wunden schnell. Aber weil die Menschen bewusster und aufmerksamer arbeiteten, geschahen wenige Unfälle. Die gesunde Ernährung mit viel Obst und Gemüse, sorgte dafür, dass die Menschen aufblühten. Den meisten ging es richtig gut und der ausreichende Schlaf sorgte auch für eine solide geistige Robustheit. Da die Menschen zufrieden waren, gab es weniger Anfälligkeiten für körperliche Zipperlein oder psychische Störungen.

Einmal fragte ich Pfarrer Adam, ob hier jeder gern und freiwillig bereit war, zu arbeiten, ob es denn keine Verweigerer oder Drückeberger gab, die auf Kosten der anderen lebten. Pfarrer Adam lachte: „Nein, das kommt so gut wie nicht vor. Jeder *will* sich einbringen und seinen Teil zum Wohl des Ganzen beitragen. Es macht ja auch Spaß zu sehen, dass man wichtig ist für die anderen. Aber

niemand ist wichtiger als der andere.“ Er überlegte kurz und fuhr dann fort: „Würde jemand sich verweigern, würde er aus der Gemeinschaft herausfallen. Das wäre das Schlimmste, was ihm passieren würde.“

„Aber dann besteht doch ein gewisser Druck für jeden, sich zu beteiligen. Dann tut es doch niemand wirklich ganz freiwillig“, hakte ich vorsichtig nach.

„Nein“, widersprach mir Pfarrer Adam, „was jeder bekommt ist mehr, als das, was er gibt. Durch die Mitarbeit am Ganzen bekommt jeder seinen tiefen Sinn, er erhält Rückmeldungen, bekommt Anerkennung und Wertschätzung, weiß, dass er wichtig ist. Dabei geht es nicht um große Dinge, die kleinen Handreichungen und Dienstleistungen sind unendlich wichtig geworden. Man will nichts Außerordentliches mehr, es sind die kleinen, normalen Abläufe, die zufrieden machen. Und weil hier jeder etwas tun kann – wir fragen nicht nach viel oder wenig – hat jeder in unserer Gemeinschaft seinen Platz und seine wichtige Bedeutung. Das erfüllt alle mit einer großen Dankbarkeit und einem tiefen Selbstbewusstsein.“

Und ein andermal sagte mir Pfarrer Adam mehr beiläufig – aber ich habe es mir gut gemerkt, denn die Selbstverständlichkeit, mit der er es sagte beeindruckte mich: „Ich glaube, wir sind dabei uns selbst loszuwerden. Während uns Gott im ersten Schritt von den Geistern befreite, die wir gerufen hatten, aber nicht mehr loswerden konnten, werden wir nun uns selbst los. Es ist wie bei Kindern, die so in ihr Spiel vertieft sind, dass sie sich selbst vergessen – und auch alles um sie herum. Unser Spiel ist die Gemeinschaft und unser Miteinander. Aber es geht auch nicht nur um uns. Nein, wir sind eine Gemeinschaft, die offen ist für das, was kommt. Das ist es, was uns uns selbst vergessen lässt: Wir schauen in einer großen und befreiten Hoffnung nach vorn und sind voller Erwartungen. Wir sind konzentriert bereit, das macht uns frei von uns selbst. Weil wir von uns selbst los sind, können wir uns einlassen – aufeinander, auf Gott, auf den der kommt: Jesus. Wir haben keine Vorbehalte, Ängste oder pflegen einen eigensinnigen Dickkopf. Wir sind frei von uns und unseren Vorlieben. Darum müssen wir uns nicht um uns selbst kümmern und für uns streiten, sondern können alles geduldig annehmen, was geschieht.“

Meine Aufgabe war die Begleitung der Leute. Ich lud sie zu Gesprächsgruppen ein. Dazu bekam ich einen kleinen Saal im Pfarrhaus. Die Menschen kamen gern. Sie waren daran interessiert, persönlich von sich selbst zu reden und Erfahrungen und Erkenntnisse auszutauschen. Es ging in diesen Runden nicht um Ziele, Struktur, Visionen, Teambildung oder Veränderungsprozesse, wie ich es früher meist erlebt hatte, sondern um elementare Fragen. Man fragte und suchte nach Antworten. Wo ich früher oft zunächst den Zugang zu den nötigen Fragen freilegen musste, lagen sie nun auf der Hand und vor allem: Man war bereit einander zuzuhören, man wollte sich verstehen. Man stellte nicht nur Fragen oder hielt endlose Monologe, sondern blieb so lange im Gespräch beieinander, bis man stimmige Ergebnisse gefunden hatte. Man redet nicht über Gemeinschaft oder darüber, wie man sein wollte, man war Gemeinschaft und lebte, was man war. Sich mitzuteilen war echtes Teilen, nicht ein Rechtbekommen oder Rechthaben. Ich moderierte Gesprächsrunden zu den Themen, die existenziell waren und einen persönlichen Austausch ermöglichten: Was ist uns wichtig? Was wollen wir tun? Warum sind wir hier? Was ist unsere Aufgabe in diesen Tagen? Wie können wir offen werden voreinander? Wie gehen wir mit Blockaden um? Wie können wir einander besser verstehen? Was nehmen wir wahr?

Auffällig oft beschäftigten wir uns mit dieser neuen Zeit und fragten uns, was das alles für uns bedeuten könnte: Wo gehen wir hin? Was kommt auf uns zu? In welcher Zeit leben wir?

Die Runden schlossen wir oft in großer Nachdenklichkeit und wacher Aufmerksamkeit. Schnelle

Ergebnisse waren nicht so wichtig, es ging mehr darum, alles grundsätzlich zu verstehen und vor allem darum, zu begreifen, was Gottes Absicht war.

Ab und zu erzählten Menschen von früher. Aber sie taten es, als wäre es eine längst vergangene Zeit. Sie schüttelten den Kopf, wenn sie an die Vergangenheit dachten und konnten nicht verstehen, warum sie sich damals so sehr hatten in Zwänge und Abhängigkeiten einbinden lassen. Niemand sehnte sich zurück. Manchmal klang ein wenig Wehmut durch, wenn man sich an Genüsse erinnerte, die es nun nicht mehr gab: Schokolade, Orangen oder andere Schleckereien. Niemand vermisste Veranstaltungen, Kino, Filme – unwirkliche Ablenkung, unechte Surrogate des Lebens. Die als unvergesslichen Momente angepriesenen Events waren vergessen, sie hatten der Wirklichkeit nicht standhalten können. Anderes war habhafter, echter und tatsächlich interessant. Das Leben hatte dem Schein den Rang abgelaufen. Man brauchte neben allem, was den langen Tag füllte, keine zusätzlichen Impulse mehr, keinen Nervenkitzel, keine weiteren Anregungen. Alles war aufregend genug und man benötigte die Zeit zum Aufnehmen und Verarbeiten. Mit allem, was sich im Miteinander ergab, war man vollauf beschäftigt. Und wenn man einmal nichts hatte, genoss man die Ruhe, die so voll kostbarer Stille war, dass sie wie ein erfrischendes Bad war. Es war gut, dass es keine Ablenkungen mehr gab, dass man bei sich bleiben und wirklich werden konnte.

Man war angekommen, wo man hinwollte: bei sich selbst. Deshalb musste man auch nicht mehr kämpfen und für sein vermeintliches Recht eintreten. Es gab so gut wie keine Konflikte mehr. Nur hin und wieder gab es Fragen bei der Verteilung der Güter oder der Zuweisung von Wohnraum: wenn zwei das Gleiche wollten. Aber man einigte sich schnell. Ich hatte als Konfliktberater keine Arbeit mehr. Man musste ja nichts mehr verteidigen, man war zufrieden und satt. Wo man einmal verzichten musste, tat man es gern, weil das Wohl des anderen ein eigener Wert und Gewinn war. Man musste nicht mehr Recht haben, weil das allgemeine Recht offensichtlich war: das, was dem Leben diene. Niemand wollte stärker sein, als der andere, weil man gemeinsam stark war. Entscheidungen traf man gemeinsam. Niemand war der Chef. Man entschied so, dass es für den Einzelnen gut war und für die Gemeinschaft keinen Nachteil bedeutete. So war vieles möglich. Man richtete sich ja nicht für alle Zeiten ein, sondern hatte das Gefühl der Vorläufigkeit: Es musste nur für diesen Augenblick gut und richtig sein und Sinn machen. Man hatte Zeit, nichts drängte mehr, man hatte Geduld, es musste nicht alles auf einmal und sofort geschehen. Das trug zur Entlastung bei, die Menschen waren entspannt und gelassen.

Geld spielte überhaupt keine Rolle mehr und deshalb musste man auch nicht mehr besitzen als der andere, sich besonders hervorheben, sich in der Rangordnung oder im sozialen Status nach oben arbeiten. Die Menschen waren sich nicht mehr Konkurrenten, sondern Partner, Gegenüber, Freunde, die sich halfen und notfalls sich auch mal die Meinung sagten, wo etwas nicht in Ordnung war. Aber das geschah auf so liebevolle Weise, dass es akzeptiert werden konnte, ja so, dass man erkannte, dass auch Kritik dem persönlichen Vorankommen diene und es nicht darum ging, jemand fertig zu machen. Es war ja niemand fertig, alle waren am Lernen, alle waren in der gleichen Situation. Es war alles ideal, so ideal, dass ich es kaum glauben konnte. Konnten sich Menschen tatsächlich so verhalten? War das möglich?

An einem schönen Sonnennachmittag machte ich mit Pfarrer Adam einen Spaziergang durch die Obstgärten. Ich sagte zu ihm: „Manchmal kommt mir alles vor, als wäre es ein Traum. Ich zweifle daran, dass es Wirklichkeit ist.“ Pfarrer Adam sah mich belustigt an. Dann pflückte er einen wunderschön roten Apfel von einem Baum. „Hier, nimm und iss diesen Apfel!“, befahl er mir. Ich nahm den Apfel, biss hinein und er schmeckte köstlich, frisch und saftig. „Im Traum gibt's nichts zu

essen“, lachte er. „Träumst du, oder isst du? Der Apfel zeigt dir, dass du wirklich bist.“ Er lachte sein herzhaftes und befreiendes Lachen: „Es ist wie im Paradies, nur umgekehrt. Du siehst und verstehst, dass alles gut ist, weil Gott da ist. Was du hier erlebst ist so herzhaft, erfrischend und saftig wie dieser Apfel. Mehr musst du nicht wissen.“ Er lachte sein tiefes und befreites Lachen. Ich spürte den Hauch der Erlösung.

Kurze Zeit später beobachte ich eines Abends, wie eine dunkle, einsame Gestalt durch das Dorf schlich. Sie hatten einen prall gefüllten Sack auf dem Rücken und sah misstrauisch um sich. Als ich Pfarrer Adam davon berichtete, sagte er: „Immer wieder kommen Menschen aus den Bergen. Sie neiden uns unser Glück. Sie denken, dass sie weniger haben. Sie schauen durch die Häuser und nehmen mit, was ihnen gefällt – nicht das, was sie brauchen. Wir wissen das, wir lassen sie tun und hindern sie nicht. Sonst müssten wir ja noch Trupps ausschicken, die Tag und Nacht unser Dorf bewachen. Diese Menschen fehlten uns dann aber an anderer, wichtigerer Stelle. Wir achten deshalb nur darauf, dass sie nichts mitnehmen, was wir hier unbedingt benötigen. Aber sie interessieren sich vor allem für Schmuck, Geld und Wertsachen – das ist heute wertloses Zeug. Sollen sie es mitnehmen und glücklich werden. Sie wünschen sich offensichtlich immer noch die alten Zeiten zurück und denken, dass sie reich sind, wenn sie anbrechen. Da täuschen sie sich, aber weil sie in ihren Illusionen und Utopien gefangen sind, kapieren sie nicht, dass alles anders geworden ist. Sie leben im Gestern, nicht im Heute. Deshalb sind sie verzagt und unzufrieden.“ Er machte eine Pause und sah mich herausfordern an: „Vielleicht wäre es gut, du würdest einmal bei ihnen einen Besuch machen und diese Menschen kennenlernen. Du hast doch Erfahrung mit den Grenzfällen und Sonderbarkeiten des Lebens.“ Er grinste mich an, aber der Stachel saß. Und ich beschloss, in die Berge zu wandern. Ich war bereit, das kleine Glück zu verlassen, um nach den Menschen zu schauen, die draußen waren. Ich wollte herausfinden, warum sie sich dem Guten verweigerten und das Böse wählten – obwohl doch alles für sie zur Verfügung stand.

*Ich habe mich in Fahrt geredet und möchte in diesem Tempo mit meinem Bericht weitermachen, als mich der Ratsvorsitzende unterbricht: „Wir machen eine Pause. Wir haben nun bereits viel gehört. Alles ist wichtig, jedes Detail hat seine Bedeutung. Deshalb ist es gut, wenn wir uns ein paar Augenblicke erholen, damit wir wieder aufnahmebereit für den nächsten Teil des Berichts sind.“ Die meisten nicken. Mir ist es nicht recht, ich hätte gern weitergemacht, nun bin ich gerade an einem wichtigen Punkt angelangt und voll in meinem Element. „Wir wollen die Pause schweigend verbringen“, gebietet der weise Mann. Ich setze mich und krame in meinen Erinnerungen. So ist mir alles so gegenwärtig, als wäre es gestern gewesen. Mit frischem Schwung setze ich nach einer Viertelstunde meinen Bericht fort.*

## 2. Jahr: Herbst

### Der Weg ins Gebirge

Es war Spätsommer geworden, als ich mich auf den Weg ins Gebirge machte. Mein Esel Onesimus war wohlversorgt worden und hatte ganz schön zugelegt. Aber er verweigert sich nicht, als ich ihn aus dem Stall holte und sich die Kinder von ihm mit viel Zärtlichkeit und guten Wünschen verabschiedeten. Er hatte offensichtlich die Zeit genossen, wo er der Mittelpunkt und Star einer turbulenten Gesellschaft gewesen war. Bald hatten wir das Dorf hinter uns gelassen und waren wieder allein auf unserem Weg. In mir klang noch der Reisesegen, den Pfarrer Adam mir mitgegeben hatte. Er hatte mich ausgesandt als einen bevollmächtigten Boten der neuen Zeit: Das Angesicht Gottes leuchtete über mir und ich spürte seine gnädige Gegenwart. Ich war nicht allein. So konnte ich mit Frieden und Zuversicht unterwegs sein. Ich war gespannt auf die nächsten Erlebnisse. Es dauerte ein paar Tage, bis ich wieder zu meinem eigenen Tempo gefunden und mich an das Unterwegssein gewöhnt hatte. Die erste Zeit dachte ich viel an die Begegnungen in Freudewald zurück, aber dann war ich mehr und mehr bereit, mich auf den Weg einzulassen und ging Schritt für Schritt. Der Pfad führte stetig bergauf und die Landschaft wurde karger. Dann traf ich auf den Einsiedler.

Auf einer Lichtung in einem dichten Waldgebiet hatte der Einsiedler seine Hütte gebaut. Ich war überrascht, in der einsamen Wildnis auf einen Menschen zu stoßen. Er begrüßte mich mit den Worten: „Ich wusste, dass du kommst.“ Er duzte mich. Hatte er mich gesehen? „Ich warte eigentlich schon länger auf dich. Ich muss mit dir reden.“ Der Einsiedler war offensichtlich kein Mann umständlicher Förmlichkeiten, er kam gleich zur Sache. Er lud mich in seine Hütte, eine einfache aber saubere Klause, bot mir den einzigen Stuhl an und setzte mir einen Becher mit eiskaltem klarem Brunnenwasser vor. Er selbst hockte sich auf seinen Gebetsschemel. Er schaute mich durchdringend an, während ich mich erfrischte. Dann begann er ohne Einleitung: „Vor vielen Jahrzehnten bin ich hierher gezogen in die Einsamkeit. Ich wollte mit mir und mit Gott allein sein. Ich führte hier ein einfaches Leben in der Stille. Ich betete und hörte auf Gott. Ich suchte die Nacht, denn die Dunkelheit ist mein Leben. Ich wollte mich in die Finsternis versenken und sie mit dem Licht Gottes durchdringen. Ich liebte das Nichts. So habe ich viele Jahre gelebt und die Gottferne ertragen in einer großen Sehnsucht, mit Wachen, Weinen und Hoffen. Nun ist seit einiger Zeit alles anders.“ Er machte eine Pause und seufzte schwer.

„Es gibt keine Nacht mehr. Die Dunkelheit ist verschwunden, ich spüre die Finsternis der Gottesferne nicht mehr. Das macht mir Angst. Es ist alles viel leichter geworden als früher, ich erfahre eine ungeahnte Unbeschwertheit. Aber ich bin doch hier, um die Schwere zu tragen. Ich will es mir nicht zu leicht machen. Aber das geht gar nicht, alles ist voller Leichtigkeit, Freude und Leben.“ Er schüttelte betrübt den Kopf, und es klang fast wie ein Aufschrei, als er sagte: „Ich fühle mich nicht mehr am richtigen Platz!“

Ich erzählte ihm, was ich erlebt hatte, berichtete ihm von Pfarrer Adams Gemeinde und von allem, was sich dort getan hatte. „Dann liegt es daran, dass es gar keine Gottesferne mehr gibt, weil er kommt, weil er bereits nahe ist?“ Dieser Gedanke war für den Einsiedler neu und anders als alles, was er bisher gedacht hatte. „Es gibt keine Schwere mehr, weil das eintritt, was ich mir schon lange erhoffte und ersehnte? Und ich habe es fast nicht gemerkt.“ Er schüttelte erstaunt seinen Kopf. „Ich warte auf die Vollendung, aber während ich warte, vollzieht sie sich bereits. Ich schaue ihr entgegen und versuche die Nacht zu durchdringen, aber der Morgen ist bereits da. Ich blicke erwartungsvoll nach vorn aber Jesus ist bereits gegenwärtig, er ist unmittelbar hinter mir. Deshalb wirkt die

Sehnsucht nicht mehr: weil sie Wirklichkeit geworden ist“, sinnierte der Einsiedler. „Ich wollte das schwere Brot der Erde, stattdessen, bekomme ich den leichten, prickelnden Trank der Freude und Lieblichkeit.“ Offensichtlich liebte er eine pathetische Sprache. Und das Ergebnis seines Nachdenkens war: „Dann bin ich hier in der Einsamkeit tatsächlich nicht mehr am richtigen Platz, dann ist die Zeit des Alleinseins zu Ende. Dann muss ich nicht mehr warten, sondern sollte ihm entgegengehen.“ Ich nickte bestätigend. Aber der Einsiedler musste selbst wissen, was er zu tun hatte, ich konnte ihm nicht raten.

Es waren noch sehr stille Stunden, die ich in der Klause verbrachte. Der Einsiedler schwieg, er war damit beschäftigt, mit sich und mit Gott die neue Erkenntnis zu verarbeiten, dass seine einsame Existenz als Einsiedler in der Einsamkeit zu Ende war, dass alles ganz neu begann.

Als ich später Pfarrer Adam von dieser Begegnung berichtete, sagte der: „Die Zeit der Mystiker ist zu Ende. Wenn Jesus aus dem Verborgenen tritt und mehr und mehr sichtbar wird, gibt es nichts Verborgenes mehr, dann ist die Nacht strahlend hell, das Dunkle gibt seine Geheimnisse preis, die Finsternis ist nicht mehr bedrohlich und die Einsamkeit der Ort der Begegnung, alles Schwere wird Licht, die Wolke des Nichtwissens zieht vorbei und gibt den Blick frei in die Tiefen des Himmels. Der Blick dort hinein ist nicht mehr nur wenigen vergönnt, die sich mühen, die Dunkelheit zu durchdringen, sondern allen. Es ist offensichtlich, was verborgen war und jeder redet über das, was bisher nur unter der Hand weitergegeben wurde.“

*Eine Gruppe von sehr asketischen Gestalten unterbricht meinen Bericht. Sie springen auf und tanzen und wollen sich nicht mehr beruhigen: „Nun ist es soweit. Worauf wir ein ganzes Leben gewartet haben, geschieht jetzt. Wir sind in die Wüste gezogen, um Gott nahe zu sein. Wir wollten ihm entgegengehen. Nun ist er zu uns gekommen. Wir müssen nicht mehr in der unwirtlichen Fremde ausharren, denn Gott selbst ist gekommen. Nicht nur zu uns, sondern zu allen Menschen!“ Das sind offensichtlich die Wüstenväter der frühen Zeit. Nach einiger Zeit werden sie wieder ruhiger und ich kann meinen Bericht fortsetzen.*

In dieser Nacht schlief ich etwas unruhig auf der harten Pritsche des Einsiedler, während er draußen noch einmal die dunkle Nacht erleben wollte, vielleicht zum letzten Mal. Am frühen Morgen zog ich weiter. Einige Tage später kam es zu einer weiteren Begegnung in der Bergeinsamkeit. Ich hatte bereits die Baumgrenze hinter mir gelassen und mühte mich auf einem steinigem Weg durch die Felsenregion, als ich unvermittelt am Eingang einer Höhle einen Menschen entdeckte. Ich ging auf ihn zu, aber er verschwand im Höhleninneren. Er wollte mit mir nicht reden. Aber da es bereits Abend wurde, ließ ich nicht locker, ging ihm nach und grüßt ihn. Er war unwillig und abweisend. „Was tun Sie hier“, fragte ich, um ein Brücke zu ihm zu bauen. Er sah mich nur abweisend aus entzündeten Augen an. Doch dann sprach er: „Es ist sowieso nichts mehr so, wie es war. Dann kann ich auch reden. Eigentlich bin ich hier um zu schweigen. Ich meditiere. Ich sitze Stunde um Stunde und sehe, wie alles fließt: die Zeit, die Gedanken, das Empfinden. Alles kommt und alles geht. Nichts bleibt.“ Er stand auf und schaute vom Eingang seiner Höhle weit hinaus in weite Ferne, dann drehte er sich abrupt zu mir um. „Aber plötzlich fließt nichts mehr. Alles bleibt. Es ist so, wie wenn die Zeit aufgehört hätte zu vergehen. Sie geht nicht mehr, sie kommt.“ Das letzte war wie verzweifelt aus ihm herausgebrochen. Ich verstand ihn nicht. Er spürte mein Unverständnis, er wurde ungeduldig: „Die Zeit hat sich gedreht und damit kommt alles zurück. Nichts fließt mehr fort, sondern kehrt um. Alles



Gedachte, alle Empfindungen, alles was war, ist wieder da. Ich dachte, ich hätte es überwunden, es läge weit hinter mir, aber nun muss ich erkennen: nichts war wirklich fort, alles ist noch da und kehrt zu mir zurück.“ Er schien wirklich verzweifelt. Er hatte sich auf das Nichts eingestellt und nun stand er vor der geballten Macht des angesammelten Seins. Es gab das Nichts nicht mehr, alles Fließende hatte sich gestaut und schwappte zurück. Das erfüllte diesen Asketen mit Entsetzen. Und in der Tat machte er mir einen irren und verwirrten Eindruck. Er kam mit dieser neuen Zeit nicht zurecht, er wurde konfrontiert mit allem was war und was es jemals gegeben hatte. Das überforderte ihn. Er wusste nicht mehr, was er mit sich anfangen sollte, seine Meditationstechniken waren wirkungslos geworden, statt tiefer Ruhe erfüllte ihn bedrohliche Unruhe. Ich überlegte mir, ob ich ihn einfach hier seinem Schicksal überlassen sollte. Aber was würde sein, wenn ihn die zurückgekehrte Zeit überflutete? Ich riet ihm, seine Höhle hier oben zu verlassen und hinunter zu steigen. Er könnte sich doch mit dem Einsiedler zusammentun, damit sie sich gegenseitig helfen, in der neuen Zeit Fuß zu fassen. Er sah mich nur stumm an, als ich ihm das empfahl und reagierte nicht. Aber als ich am anderen Morgen noch einmal nach ihm schaute, war seine Höhle leer, er war verschwunden.

### Bei den Ausgestoßenen

Endlich fand ich das Ziel meiner Reise in die Berge. Besser gesagt: Ich wurde gefunden. Als ich mit meinem Esel einen flachen Bergrücken hinab in ein weites Hochtal wanderte, stürzten plötzlich zwei finstere Gestalten hinter einem Felsen hervor. Sie verhielten sich kühn und unerbittlich, fesselten mich und wollten mich mit sich schleppen. „Halt, halt“, gebot ich, „ich komme freiwillig mit.“ Sie schauten mich misstrauisch an und nahmen mich dann ohne ein Wort zu sagen zwischen sich. So kam ich zu den Ausgestoßenen. Wobei, wie ich später herausfand, diese Bezeichnung nicht zutraf. Die Menschen, die ich hier oben in den Bergen fand, hatten sich selber zu Außenseitern gemacht. Ich wurde zu einer kleinen Siedlung gebracht, die früher eine Alm gewesen war, sich nun aber mit zusätzlichen Hütten und Zelten zu einer Ansiedlung erweitert hatte, in der ungefähr 100 Leute lebten, Männer, Frauen und auch Kinder. Die ganze Anlage war gut gesichert mit Zäunen, Gattern und Wachen. Man brachte mich vor einen entschlossenen aussehenden Kämpen, der offensichtlich der Anführer der Horde war: „Hier, wir haben einen Fang gemacht.“ Sie wiesen stolz auf mich und erwarteten eine Belohnung für ihre Tat. Als diese nicht kam, legten sie nach: „Das ist ein ganz schön raffinierter Bursche, es war nicht leicht ihn zu fangen. Er hat sich entsetzlich gewehrt.“ Ich grinste über dieser Lüge, diese Leute konnten mich nicht beeindrucken. Der Anführer, den sie Carlos nannten, bedeutete den beiden mit einer Handbewegung, zu verschwinden. Er kümmerte sich nicht um sie. Er wandte sich mit abschätzigem Interesse mir zu und fragte mich nach meinem Namen und nach dem Grund meines Hierseins. Und so, als müsste er mir meine Festnahme erklären, schob er nach: „Wir müssen misstrauisch sein in diesen Tagen, in denen es kein Recht und keine Ordnung mehr gibt.“

„Wer ehrlich ist, braucht kein Recht und die Ordnung stiftet Gott. Er ist gerade dabei die Welt in Ordnung zu bringen.“ Ich hatte keine Angst.

Carlos zuckte zusammen und pfiß durch die Zähne: „Ach so einer bist du, du willst uns belehren. Wir brauchen niemand, der uns die Welt erklärt. Wir haben unser eigenes Verständnis und das heißt: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Wir sind uns selbst der Nächste. Alles andere zählt nicht.“

„Dann habt ihr aber ein recht schweres Leben, weil jeder nur für sich steht.“

„Schweig!“, herrschte mich Carlos an. Ich schwieg. In diesem Moment kam ein junger Bursche herein, der Carlos ähnlich sah. „Ich habe sein Gepäck untersucht. Er hat nichts dabei, was von Interesse ist.“

Ich erklärte dem Anführer, dass ich hier bin, weil ich sie besuchen möchte. Ich machte ihm deutlich, dass wir in diesen Tagen wenig Zeit hätten und es wichtig wäre, voneinander zu wissen: „Wir sind heute mehr aufeinander angewiesen als früher. Wir brauchen einander.“

„Ach so, ein Frommer.“ Damit war ich in der richtigen Schublade gelandet. „Bind' ihn los.“ Der Junge befreite mich von seinen Fesseln. „Ich bin hier der Boss, damit es klar ist“, machte mir Carlos unmissverständlich deutlich. Es gab also eine eindeutige Rangordnung. Während meines Aufenthaltes bei den Ausgestoßenen sollte ich immer wieder harte Konkurrenzkämpfe erleben. Wer oben war, musste sich behaupten und zeigen, dass er stärker war als die anderen. Dabei musste er ständig mit heimtückischen Angriffen rechnen. Besonders der Capitano tat sich als erfahrener Haudegen hervor, der seine Anrechte auf eine Führungsposition immer wieder mit Nachdruck behauptete. Er war ein drahtiger Geselle mit einem Poncho, der ihn wie ein Zelt umgab. Man wusste nie, was er im Schilde führte und welche Waffen sich unter seinem Umhang versteckten. Die Menschen in diesem abgelegenen Hochtal waren misstrauisch, obwohl sich in dieser Abgeschlossenheit niemand um sie kümmerte. Wer sollte ihnen auch schon gefährlich werden? Aber sie waren sich ihrer selbst nicht sicher und mussten ständig voreinander auf der Hut sein. Entsprechend waren einige von ihnen bis auf die Zähne bewaffnet. Es gab seltsame Gestalten: Einer lief in einem totsicheren Anzug herum, den er offensichtlich getragen hatte, als mit der Katastrophe die neue Zeit begonnen hatte. Heute war der Anzug zerschlissen und nur das Auftreten des Mannes erinnerte daran, dass er einstmals eine wichtige Persönlichkeit gewesen war. Er umgab sich mit einer grandiosen Überlegenheit und verhielt sich mit einer Art der spöttischen Ignoranz, als wäre er allem enthoben und würde ihn nur belustigen. Viele der Bewohner in dieser Siedlung sahen heruntergekommen aus, müde gehetzt und ihr Blick war ohne Hoffnung. Sie taten mir leid. Als es mir erlaubt wurde frei herumzugehen, entdeckte ich Frauen, die entweder ihren Männern in Härte nicht nachstanden oder fast apathisch in ihren Hütten hockten. Eine junge Frau fiel mir auf. Sie lebte abseits und ließ niemand in ihre Nähe kommen. Sie hieß Jenny. Ihre einzigen Freunde waren viel Tiere, die sie in selbstgebauten Käfigen hielt: Eichhörnchen, Ratten, Murmeltiere, Krähen. Wahrscheinlich hatte sie diese armen Kreaturen selbst gefangen. Als ich sie einmal allein traf, zeigte sie mir ihre Menagerie und erzählte mir aus ihrem Leben: Sie war von klein auf verletzt und missbraucht worden, sie hatte das Vertrauen zu den Menschen verloren, sie wollte mit niemand mehr zu tun haben. Sie hatte mir nur ganz kurz ihr Herz geöffnet, dann schrie sie mich unvermittelt an: „Mensch verpiss dich, Mann.“ Sie dauerte mich. Sie war ein Opfer, dem es nicht gelang ihre Opferrolle zu verlassen. Sie tat sich selbst leid und verschloss sich in ihrem Schmerz.

Jeden Abend gab es in der großen Scheuer ein Gelage. Über dem Feuer wurde gebraten, was im Gebirge erlegt wurde. Alkohol floss in Strömen. Wenn ich dabei war, war ich meistens die Zielscheibe für ihren Spott. „Du denkst wohl, dass wir alle böse sind“, sagte einer eines Abends lauernd. Es war eine brenzlige Situation. „Los sag, dass du das denkst, ich sehe es dir an.“ Das waren jene Übertreibungen, bei denen man nur den Rückzug antreten kann. „Ich denke, dass ihr nicht *nur* schlimm seid“, sagte ich vorsichtig. „Niemand ist nur böse und niemand ist nur gut.“ Mit dieser Antwort ernte ich schallendes Gelächter. „Das ist doch ein kluges Bürschchen“, sagte einer mit süffisanter Stimme, „der weiß, wie man artig zu antworten hat. Seht ihr das?“

„Warum kommt ihr nicht hinunter ins Tal und lebt mit den anderen Menschen zusammen?“, fragte ich mutig. „Ach sieh mal an, der will uns einladen. Er hat uns womöglich gern und möchte, dass wir seine Gäste sind“, sagte einer tiefend vor Sarkasmus.

„Ach lasst ihn doch“, wehrte ein anderer mehr ironisch als ehrlich gemeint ab: „Es kann ja nicht jeder so gut sein, wie er. Es braucht eben gute und nicht so gute Menschen.“ Er lachte ein ungutes und

gemeines Lachen.

„Wir sind die letzten Aufrechten“, behauptete ein anderer, „die unten im Tal sind doch alles bigotte und falsche Typen. Sie tun nur so. Da ist keiner ehrlich. Sie reden so und handeln anders. Ihre Frömmigkeit ist doch nichts als Getue. Hier oben, wir sind ehrlich. Wir machen niemand etwas vor. So, wie wir uns geben, so sind wir auch.“

„Du willst wissen, warum wir hier sind und warum es uns überhaupt gibt?“, fragte mich Carlos. „Ich sage es dir: Wir sind der Gegensatz zu euch dort unten. Gäbe es uns hier oben nicht, könntet ihr unten nicht so gut sein. Nur weil wir böse sind, seid ihr gut. Ihr braucht uns, um euch abzuheben. Erst durch uns werdet ihr zu Heiligen.“

Ich wurde zum Essen eingeladen. „Wir sind ja gar nicht so“, wurde mir erklärt. Man gab sich gern jovial und kumpelhaft, wenn man guter Laune war. Es gab einen undefinierbaren Eintopf mit Fleischeinlage. Es schmeckte leidlich und ich aß mutig meine Portion. „Weißt du, was du da isst?“, fragte mich Bratzo, ein schmieriger Typ mit rotem Gesicht und Säufernase, „das ist Eselsfleisch.“ Er kicherte böse. „Vielleicht ist es ja dein Esel.“

„Lass gut sein Bratzo“, wies ihn Carlos zurecht, „du siehst doch, dass unser Bruder etwas zart besaitet ist. Erschreck ihn nicht so. Er ist schließlich unser Gast.“ Er nickte Zustimmung heischend in die Runde. Alle grinsten. Ein kleiner, verschlagen aussehender Mann stand auf. Er war einer von der Sorte, die keine Gelegenheit auslassen, um sich über andere lustig zu machen, vor allem wenn sie dabei nichts für sich selbst befürchten müssen. Er wandte sich spöttisch und überlegen an Bratzo um damit gleichzeitig anbiedernd den Chef zu unterstützen: „Komm, komm, mein Kleiner, du hast doch keine Ahnung von guten Manieren. Davon hast du im Knast nichts gelernt, nicht wahr Chef?“ Bratzo verschluckte sich und hustete mit vollem Mund: „Von dir lass ich mir doch nichts sagen, du miese Rattel!“ Er schleuderte dem anderen sein Essgeschirr ins Gesicht und eine wüste Rauferei begann, von allen anderen johlend angefeuert.

Ich überlegte mir: „Was ist mit dem Gewissen dieser Menschen geschehen? Haben sie überhaupt ein Gewissen? Oder ist es ihnen im Lauf der Zeit abhanden gekommen? Haben sie es selbst abgetötet oder wurde es ihnen zerstört? Wie kann es nur sein, dass Menschen so bösartig sind, egoistisch auf eigene Vorteile bedachte, immer auf der Lauer jemand anderen klein zu machen und reinzulegen, eigene Vorteile zu suchen und selbst Freunde schamlos auszunutzen, hinterrücks und gemein zu agieren? Warum müssen sich diese Menschen groß machen und großartig vorkommen, indem sie anderen erschrecken und sich an ihrem Entsetzen weiden und sich nicht scheuen, gnadenlos die Schwächen anderer auszunutzen auch auf die Gefahr hin, dass sie zerstören oder unheilbare Verletzungen anrichten?“ In meiner Zeit bei ihnen entdeckte ich, dass diese Menschen in Wirklichkeit kleiner waren, als sie sich gaben. Sie waren erfüllt mit Bitterkeit, die aus tiefen Verletzungen rührte. Sie fühlten sich minderwertig, klein und ausgestoßen, deshalb mussten sie sich groß machen, stark und mächtig gebärden. In Wirklichkeit waren sie es gar nicht. Sie waren nicht eigentlich böse, aber sie waren böse gemacht worden. Ihre Bösartigkeit war die Abwehr des Gefühls, nicht zu genügen. Sie kamen mit dem Frieden nicht zurecht, weil sie nicht mit ihm umgehen konnten, er war ihnen zu nahe und zu persönlich, sie suchten den Abstand. Liebevolle Gefühle machten ihnen Angst, deshalb schlugen sie um sich. Sie spürten die Ohnmacht in sich, deshalb mussten sie sich übermächtig verhalten – aber sie waren es nicht. Aus diesem Grund waren sie übriggeblieben. Sie benötigten Heilung

Immer wieder versuchte ich den Menschen dort oben etwas von der neuen Zeit deutlich zu machen und ihnen zu erklären, dass Heilung möglich war. Für den, der wollte, stand alles im Überfluss zur Verfügung. Aber genau das, war ihr Problem: Sie wollten nichts geschenkt. Sie zogen es vor im

Mangel zu leben und die Bedürftigkeit zu pflegen, als von Gottes Fülle und Freundlichkeit zu profitieren. Sie fürchteten sich, abhängig zu werden, nicht mehr selbstbestimmt leben zu können. Sie sagten zu mir: „Wenn sich die Zeiten verändert haben, dann könne sie sich auch wieder zurück verändern. Passt nur auf: Wenn sich das Blatt wendet, dann haben wir das Sagen. Dann geht es uns gut und euch schlecht. Wir werden euch alles heimzahlen, was ihr uns angetan habt.“ Wenn ich dann fragte, was wir ihnen denn angetan hätten, damit ich dafür um Entschuldigung bitten könnte, sagten sie nur: „Ihr lehnt uns ab.“ Auf meine Erinnerung an meine Einladung und dass wir gern bereit sind, sie aufzunehmen, antworteten sie nur böse: „Ihr wollt ja nur, dass ihr uns schikanieren könnt. Nein, nein, da bleiben wir doch lieber für uns.“ Auf meinen Hinweis hin, dass sie sich dann doch selbst ausgestoßen hätten sagten sie nur: „Ihr habt es so gewollt. Es ist eure Schuld, dass es uns so schlecht geht. Ihr habt ja alles und wir gar nichts.“ Ich bot ihnen daraufhin an, dass sie alles bekommen könnten, was sie brauchten. Aber sie antworteten: „Von euch nehmen wir nichts. Wir wollen keine Almosen.“ Ich widersprach: „Aber das ist doch das großartige an dieser Zeit: Wir sind alle Beschenkte, denn wir sind alles Bedürftige. Wir sind nicht anders als ihr. Aber wir geben zu, dass wir nichts haben und auf Hilfe angewiesen sind.“ „Siehst du“, trumpften sie auf, „das beweist doch, dass wir in deinen Augen nichts sind, nur schäbige Bittsteller.“ Es war nichts zu machen, diese Menschen waren nur gewöhnt, sich alles selbst zu erwerben, zu erwirtschaften und notfalls unrechtmäßig anzueignen. Sie kamen mit der neuen Freiheit nicht zurecht, sie bedrohte sie richtiggehend. Deshalb hatten sie sich zurückgezogen und deshalb fühlten sie sich als die ausgestoßenen Verlierer der neuen Zeit.

Meine Versuche, sie zu gewinnen, wehrten sie müde ab: „Das kannst du dir sparen“, sagten sie resigniert zu mir. „Wir wollen uns nicht verändern. Es würde uns zu viel kosten. Wir müssten Andere werden. Aber das wollen und können wir nicht, wir müssten auf zu viel verzichten.“ Ich sollte sie ganz einfach hier oben in Ruhe lassen, verlangten sie. „Wir bilden ein Reservat einer vergangenen Zeit“ erklärte einer, „damit ihr hierher kommen könnt und sehen, wie früher alles doch so schlecht und gemein war. Ihr kommt wie in ein Museum der Vergangenheit und gruselt euch und findet es dann ganz toll, dass ihr wieder hinuntergehen könnt in eure schöne neue Zeit und mit Abscheu an die früheren Zeiten denkt und froh seid darüber, dass sie vorbei sind.“ und er lachte scheppernd und freudlos. Ich konnte ihnen nicht verständlich machen, dass die früheren Zeiten ein für alle Mal vorbei waren. Es gab keine Vergangenheit mehr.

Einer, es war der mit dem ehemals noblen Anzug, erklärte mir, dass er es mit viel Klugheit und enormem Einsatz kurz vor der Katastrophe geschafft hätte, ganz nach oben zu kommen. Nun wäre er reich gewesen, hätte alles gehabt: ein großes Haus, eine attraktive Frau, mehrere schicke Autos eine hoch dotierte Stelle und viel Ansehen. Dass sei nun alles in einem Augenblick dahin gewesen, nichts mehr wert. Das könne er nicht überwinden. Er hatte umsonst gearbeitet und so viel Geld angesammelt. Nun war er ein armer Schlucker. Auf einen Gott, der die eigene Leistung nicht würdigt, könne er getrost verzichten.

An einem Abend kam er auf mich zu und bedeutete mir, mitzukommen: „Ich will dir etwas zeigen.“ Er führte mich zu einem kleinen steinernen Haus ohne Fenster, das mit einer schweren Tür und einem dicken Schloss gesichert war. Er schaute sich vorsichtig um, öffnete mir und ließ mich eintreten. Dieses Haus war übervoll mit geraubtem Schmuck, goldenen Münzen, Bündeln von Geldscheinen und Ordnern voller Aktien. „Das alles ist meins“, sagte er stolz, „ich habe es gesammelt. Niemand wollte es, alle denken, es hätte heute keinen Wert mehr. Aber warte nur ab. Wenn die Zeiten sich wieder ändern komme ich zurück und ich bin der reichste Mann auf dieser Erde. Dann kann ich allen zeigen, wer ich bin. Ich bin der Mächtigste.“ Er tat mir leid, denn ich wusste, die Zeiten würden sich

nicht ändern. Dieser Schatz würde nie wieder wertvoll sein, er hatte seine ganze Hoffnung an Illusionen vergeudet, die nie Wirklichkeit werden sollten.

Ein anderer kam eines Nachts zu mir, weckte mich und forderte mich zum Mitkommen auf. Er war ganz aufgeregt. Flüsternd erklärte er mir: „Es sind ganz schlimme Zeiten für uns. Wenn alles zur Verfügung steht und man sich alles nehmen kann, muss man nichts mehr stehlen. Wir kennen uns nicht mehr aus in der neuen Zeit.“ Er wirkte verunsichert, er hatte seine Identität verloren und noch keine neue gefunden. „Wenn niemand widerspricht, dann können wir nicht kämpfen. Wenn es keine Konkurrenz mehr gibt, wissen wir nicht wer oben und wer unten ist. Wenn wir nicht mehr gegeneinander aufstehen und einander fertig machen, dann wissen wir nicht, wer der Stärkere ist, wer am schlauesten reagiert und am gemeinsten den anderen überwindet. Wo es keine Manipulation mehr gibt und alles ganz offen besprochen wird, können wir nicht mehr mithalten. Wir wissen nicht, wie man ehrlich miteinander redet und den erträgt, der anderer Meinung ist. Wir gehören nicht dazu, weil nichts dem entspricht, was wir gewöhnt sind.“ Er schien wirklich ganz verwirrt und durcheinander zu sein. Die neue Zeit schien ihm zuzusetzen. „Wenn wir auf Raubzüge gehen, treffen wir auf Liebe und Güte. Die Türen sind nicht abgeschlossen. Die Menschen geben uns freiwillig, was wir nehmen wollen. Ohne Risiko und Abenteuer macht das Leben keinen Spaß mehr.“

Während er mir sein Herz ausschüttete, hatten wir einen Berg erklommen. Mühsam keuchend machte mich mein Begleiter auf einen hellen Streifen am östlichen Horizont aufmerksam: „Schau, das habe ich entdeckt. Seit einiger Zeit sehe ich diesen hellen Schein in der Nacht. Es wird nicht mehr dunkel. Was tun wir aber, wenn die Nacht nicht mehr Nacht ist? Wir werden unseres Schutzes beraubt. Wir können nicht mehr im Dunkeln arbeiten. Und das Schlimmste ist: Der helle Streifen dort am Horizont wird von Nacht zu Nacht größer und heller.“ Es war tatsächlich noch nicht die Sonne, die aufging, es war ein Sonnenaufgang vor dem Sonnenaufgang. „Ich fürchte, da kommt etwas auf uns zu, das uns gar nicht gefallen will. Ich fürchte das Schlimmste für uns. Was sollen wir nur tun, wenn die Nacht so hell ist wie der Tag, wenn die Sonne nicht mehr untergeht?“ Er zitterte am ganzen Körper. „Was soll nur aus uns werden?“, fragte er immer wieder ganz verzweifelt. Ich hatte darauf nur eine Antwort: „Neue Menschen!“

Als wir im Morgengrauen wieder ins Hochtal hinabkamen, die Sonne war eben aufgegangen, hörte ich schon von weitem meinen Esel entsetzlich schreien. Es hallte durch die Weite des Tales und das klägliche Geschrei wurde durch das Echo der Felswände verstärkt. Es klang wie das geballte Klagen der leidenden Kreatur, der ganze Schmerz dieser zu Ende gehenden Welt lag in diesem Ruf. Ich rannte los. Was war passiert? Bei meinem Esel angekommen nahm ich wahr, dass ein kleiner Junge, vielleicht 8 Jahre alt mit einem Prügel ganz entsetzlich auf Onesimus eindrosch. Tränen rannen dabei über seine Backen, er heulte. „Was machst du“, herrschte ich den Jungen an. „Warum schlägst du das Tier, was hat es dir getan?“ „Ich möchte dass der Esel aufhört zu schreien“, schluchzte er. „Aber er schreit doch nur, weil du ihn schlägst! Wenn du aufhören würdest ihn zu schlagen, würde er auch nicht mehr schreien, du Dummer!“ Der Junge hielt erschreckt inne, dann warf er seinen Prügel zur Seite und klammerte sich an mich, er barg sein verheultes Gesicht in meiner Jacke und weinte bitterlich. Ich streichelte ihm über den Kopf.

Von diesem Augenblick an, wich der Junge nicht mehr von meiner Seite. Er hieß Jolle und ich glaube, er ahnte, dass er einen anderen geschlagen hatte, weil er selbst geschlagen wurde. Er hatte Prügel bezogen und wenn er heulte, wurde er noch mehr geschlagen, damit er aufhörte. Jetzt konnte er endlich weinen und das tat gut. „Möchtest du mit mir kommen“, fragte ich Jolle. Er nickte zaghaft aber erleichtert. Und als ich mich aufmachte, wieder hinunter zu steigen war er der Einzige, der den

Weg aus den Bergen in die neue Zeit fand.

Jolle wurde mir in der nächsten Zeit ein williger Gehilfe, der gern lernte und mir sehr zugetan war. Besonders liebevoll kümmerte er sich um meinen Esel. Die beiden wurden sogar richtig gute Freunde. Ich brachte Jolle zu einer Familie in Freudewald, wo er ein neues, gutes Zuhause fand wo er angenommen war, nicht mehr geschlagen wurde und niemand mehr schlagen musste.

*Ich hebe erstaunt den Kopf und schaue in die Menge meiner Zuhörer. Tatsächlich hat einer angefangen zu applaudieren und nach und nach applaudierte die gesamte Gemeinschaft der Ratsmitglieder. Was habe ich gesagt? Ich bin selbst so berührt von meinem Bericht, dass ich nicht merke, dass auch mir die Tränen herunterlaufen. Ich beziehe den Beifall auf die Geschichte von Jolle und ich bin selbst auch der Meinung, dass dieser Junge den Applaus verdient hat. Ich weiß nicht so recht, wie ich auf den Beifall reagieren, ob ich auf ihn eingehen soll. Ich überspiele meine Unsicherheit, indem ich weiter berichte.*

Auf dem Rückweg kamen wir auch wieder an der Einsiedelei vorbei. Dort saß der Einsiedler und der Asket vertraut beieinander in wichtige philosophische und welterklärende Gespräche vertieft. Wir störten sie nicht in ihrem Austausch, sondern schauten, dass wir so rasch es ging wieder ins Tal nach Freudewald kamen. Dort wollte ich den Winter verbringen und die ersten Frostnächte zeigten an, dass es bald so weit war. Der Einsiedler und der Asket haben sich durch ihren beständigen Austausch zu weisen Gelehrten entwickelt und wenn heute jemand einen Rat braucht geht er zu ihnen.

*Wieder werde ich unterbrochen. Zwei meiner Zuhörer stehen auf und winken fröhlich in die Runde. Tatsächlich da sind sie ja: Der Einsiedler und der Asket. Sie sind auch hier in der großen Gemeinschaft der Ratsmitglieder. Ich denke: Das ist auch mit Fug und Recht ihr Platz. Ich winke zurück.*

## 2. Jahr: Winter

### Die Gemeinschaft wächst

Als ich aus dem Gebirge nach Freudewald zurückkehrte, hatten Jugendliche aus sämtlichen Smartphones, Handys, Laptops, Tablets und PCs eine riesige Skulptur gebastelt. Es sei ihnen nicht darum gegangen, so erklärten sie mir, ein verklärendes Denkmal zu schaffen oder vielleicht sogar ein Götzenbild heute unerreichbarer Wünsche aufzurichten, sondern sie wollten sich ganz bewusst und klar von dem, was war, verabschieden. Sie hätten erkannt, dass sie diese Geräte eher geknechtet und bestimmt hätten, als befreit. So sei dieses Denkmal eine Erinnerung an Zeiten der Sklaverei, die überwunden wären. Als sie an ihrem Werk gebastelt hätten, wäre ihnen klar geworden, wie stark diese Geräte einen Einfluss auf sie ausgeübt hätten, weil es ihnen so schwerfiel, sich von ihnen zu trennen. Sie wären in die Häuser und Wohnungen gegangen und hätten überall diesen heute wertlosen Schrott zusammengesammelt und sich dann, als das Kunstwerk fertig war, in einer feierlichen Zeremonie von diesen früheren Beherrschern ihres Lebens getrennt. Es war wirklich ein imposantes Gebilde geworden, das sie errichtet hatte, es sah aus wie ein überdimensionierter Krake.

In meiner Abwesenheit hat sich noch vieles andere in Freudewald getan: Es war eine reiche Ernte eingefahren worden. Die Natur hatte ihr Bestes gegeben und so konnte man dem nahenden Winter mit Gelassenheit entgegengehen, die Vorratslager waren voll. Die ganze Gemeinschaft war im Dauereinsatz gewesen, um alles einzubringen, haltbar zu machen und zu lagern. Das hatte das Gefühl des Zusammenstehens verstärkt, man war noch mehr zu einer Gemeinschaft geworden. Und der Erfolg des gemeinsamen Bemühens erfüllte die Menschen mit einer großen Dankbarkeit, die sich auswirkte: Alle begegneten sich im Frieden auf einer gemeinsamen Ebene, es gab niemand, der oben oder unten wäre. Alle profitierten von der gemeinsamen Arbeit und dem gemeinsamen Reichtum. Eine gelöste Freude erfüllte den Ort und gleichzeitig war man stolz, auf das, was man miteinander geleistet hatte und spürte ein Selbstbewusstsein, das alle gleichermaßen einschloss.

Dann war ein erstaunliches Wunder geschehen, das tagelang den ganzen Ort in Erstaunen versetzte, wie mir berichtet wurde. Dieses Ereignis hatte das Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit noch verstärkt. An einem Sonntagmorgen hatten ein paar Bewohner, die zum Gottesdienst in die Kirche kamen, entdeckt, dass an der Ostseite des Kirchturms eine Quelle entstanden war, aus der ein munterer, kleiner Bach floss mit klarstem Wasser. War das ein Hinweis auf das unmittelbare Wirken Gottes? War es ein Zeichen seiner Nähe und Versorgung? Auf jeden Fall war es ein Zeichen dafür, dass hier in ihrer Mitte etwas Neues aufgebrochen war, wie eine Quelle mit erfrischendem und heilsamem Wasser. Viele sahen es als eine Bestätigung für alles, was in den letzten Monaten entstanden war und das vermehrte ihre Freude und Zufriedenheit. Das Wasser aus der neuen Quelle suchte sich seinen Weg über den Platz vor der Kirche und floss dann auf den nahen Friedhof, wo es wieder versickerte. Auch die Toten sollten so am Leben Anteil haben! Für alle war es ein Wunder – auch wenn sich später herausstellte, dass es Wasser aus dem Hochbehälter vor dem Ort war. Dort hatte sich im Lauf der Zeit das Regenwasser gesammelt und durch den eigenen Druck war es über die Leitungen in den Ort gelangt, wo es genau an der Kirche zu Tage trat. „Warum an der Kirche?“, fragten sich viele und manche dachten auch daran, dass es zu einer Katstrophe hätte kommen können, wenn sich das Wasser irgendwo anders seinen Weg ins Freie gesucht hätte. Nein, für die meisten war dieses Wunder ein Hinweis darauf, dass Gott unter ihnen am Werk war und sie deshalb vor der Zukunft keine Angst zu haben brauchten.

Die Gemeinschaft bekam zunehmend eine lebendige Struktur. Sie organisierte sich ganz von selbst in kleine Einheiten zu jeweils 15-20 Personen, den „Hauszellen“. Ohne dass es jemand bestimmt hätte fanden sich für jeden dieser Bereiche „Eltern“, die eine fürsorgliche und schützende Position einnahmen. Diese „Eltern“ wurden tatsächlich von den Mitgliedern der Gemeinschaft „Vater“ und „Mutter“ genannt. Sie waren nicht Leiter im Sinn von Führungskräften, sondern hatten die Aufgabe ein Elternamt auszuüben, alle Beteiligten im Blick zu haben, sich für die persönlichen Belange zu kümmern, den Einzelnen nachzugehen und darauf zu achten, dass jeder seinen Platz in der Gemeinschaft fand, gesehen und wahrgenommen wurde. Sie bestimmten nicht, sondern dienten und halfen. Sie sorgten für emotionale Wärme und konnten bei Auseinandersetzungen vermitteln, sie waren das „Bindegewebe“ einer neuen Körperschaft und Ansprechpersonen für viele Fragen und manchen Kummer. Die Aufgabe der Elternschaft entstand aus der Gemeinschaft heraus, niemand wurde gewählt, sondern dieses Amt entwickelt sich einfach so und Menschen wurden Eltern, weil sie es bereits waren.

Es formierten sich bald auch Hauszellen, die aus ledigen Männern und Frauen bestand, wobei ganz von selbst auf eine eindeutige Trennung der Geschlechter geachtet wurde. Da es keine ständigen sexualisierten Reize mehr gab durch die Medien, die Werbung oder durch Anzüglichkeiten im Umgang miteinander, stabilisierte sich das Verhältnis zwischen Männer und Frauen und fand zu einem normalen, höflichen, zuvorkommenden Umgang zurück. Man achtete und respektierte einander. Annäherungen konnten wieder ohne äußeren und inneren Druck geschehen, man ließ sich Zeit mit dem Kennenlernen, entdeckte neu den Reiz einer unverdorbenen Erotik und genoss es richtiggehend, sich als Mann und Frau zu begegnen ohne dass gleich irgendwelche Hintergedanken mit im Spiel waren. Das trug sehr zu einer entspannten und ehrlichen Freundlichkeit bei, die bald viele Freundschaften im Dorf prägte. Man musste sich nicht mehr verstecken, man musste keine Angst mehr voreinander haben oder mit allem möglichen rechnen. Man konnte sich wirklich unverkrampft und ganz natürlich begegnen. Das war befreiend!

Es gab Hauszellen in der Gemeinschaft des Ortes, die kümmerten sich um die Kinder, die keine Eltern mehr hatten. Davon gab es eine große Zahl. Hier waren Erwachsene als wirkliche Eltern gefragt, die sich intensiv um diese Kinder sorgten und ihnen ein Zuhause boten. Vielen Kinder ging es nun besser als früher: Sie hatten Ansprechpersonen, wurden wichtig genommen, erfuhren Nähe und Zuwendung und erhielten Förderung in jeglicher Hinsicht. Auch wenn es unklar war, wie die Zukunft aussehen würde und ob es überhaupt eine Zukunft gab, wurden diese Kinder unterrichtet und je nach ihren Neigungen ausgebildet. Man ließ nicht zu, dass eine „Null-Bock-Mentalität“ entstand oder die Kinder das Gefühl von „No future“ bekamen.

Ich erlebte in meiner Zeit in Freudewald ein paar Hochzeiten, aber es bestätigte sich die Vermutung zusehends, dass keine Kinder mehr geboren wurden. Es kam zu keinen Schwangerschaften mehr.

Weitere Hauszellen übernahmen die Aufgabe, sich um kranke Menschen zu kümmern. Es gab Bereiche, in denen Bedürftige mit Hingabe gepflegt wurden. Nach einigen Monaten meldeten sich bei nicht wenigen Menschen Spätfolgen der früheren Zeit, vielleicht wurde auch jetzt erst im geborgenen Rahmen der neuen Zeit deutlich, wie stark einige beeinträchtigt und verletzt waren von Menschen, die sie nicht ernst genommen oder sogar erbarmungslos ausgenutzt hatten. Jetzt in der Ruhe und der Geborgenheit spürten die Menschen die Unruhe und den Stress, der noch in ihnen war. Immer wieder kam es zu gewaltigen Gefühlsausbrüchen einzelner, die dann laut schrien und um sich schlugen, weil sich der innere Druck der Vergangenheit Raum schaffte. Andere wurden sehr müde und wollten nur noch schlafen, sie hatten für nichts mehr Energie. Wieder andere brachen



unvermittelt in Tränen aus und weinten tagelang. All das hatte im Schutz der Heilungszellen seinen Platz. Hier durfte sich das äußern, was als Last einer alten Zeit nicht mehr weitergeschleppt werden musste. Was kam da alles zum Vorschein! Wie sehr wurde deutlich, dass die hektische Zeit der Vergangenheit mit ihren vielen Zwängen und unmenschlichen Bedingungen die Menschen verbogen und klein gemacht hatte. Was sich zeigte, wurde miteinander ausgehalten. Die leidenden Menschen bekamen viel Zuwendung und Nähe, sie wurden nicht allein gelassen. Mit Hingabe betet man für sie, segnet und salbt sie und sprach ihnen immer wieder die Liebe Gottes zu.

Im Frühling stand eines Tages auch Jenny vor der Kirche des Ortes, sie hatte tatsächlich den Weg aus den Bergen hierher gefunden. Ihre Tiere waren im Winter eingegangen, wie sie schluchzend erklärte. Nun hatte sie niemand mehr. Im Hochtal bei den Ausgestoßenen hätte es heftige Kämpfe um die letzten Zigaretten gegeben, bei denen es auch ein paar Tote zu beklagen gab. Jetzt hätte sich die Lage dort oben wieder beruhigt und die Menschen in dieser Siedlung hätten tatsächlich zu einer gemeinsamen Aufgabe gefunden, die sie nun mit einem Lebenssinn erfüllte und der sie sich mit Nachdruck widmen wollten: Sie wollten in Zukunft Tabak und Hanf anbauen. Sie hätte aber die Gemeinschaft verlassen, so sagte sie, weil ihr ein paar Männer zu nahe gekommen wären und wollte nur schauen, ob es hier noch ein paar Zigaretten für sie gäbe. Aber im ganzen Dorf gab es nichts mehr zu Rauchen – eine Tatsache, die Jenny mit ein paar deftigen Ausdrücken quittierte. Trotzdem blieb sie in Freudewald. Sie wurde in eine Gruppe aufgenommen, wo sie durch viel Zuwendung und Liebe Heilung erfahren konnte. Es gab immer wieder heftige Ausbrüche von ihr und immer wieder fühlte sie sich ausgestoßen und von allen abgelehnt. Aber immer mehr gelang es ihr, die Liebe der Menschen, die sie betreuten, anzunehmen. Als sie dann eines frühen Morgens vor dem Dorf ein kleines Hundewelpen fand, war sie überglücklich. In der Aufzucht dieses kleinen Hundes fand sie nun ihre Aufgabe, der sie sich mit Hingabe widmete. Einige erklärten zwar, dass es gar kein Hund sondern ein junger Wolf war, den sie da gefunden hatte und das man sich auf einige Schwierigkeiten einstellen könnte, aber das war Jenny egal, je wilder desto besser. Sie nannte ihn einfach Wolfi.

Es war eine wundervolle Zeit, viele empfanden sie als eine Gnadenzeit, als eine Zeit der Heilung. Pfarrer Adam erklärte mir das einmal so, als wir in seinem Studierzimmer zusammensaßen und uns über die Lage der Gemeinschaft des Ortes austauschten:

„Früher, vor der Katastrophe, wussten wir zu viel und das viele Wissen führte zur Resignation. Wir wussten nicht, wie wir damit umgehen sollten, konnten das, was wir wussten nicht anwenden. Das meiste von dem war auch überflüssiges Wissen, was uns vom Eigentlichen ablenkte. Der Realismus des Alltags ließ unsere Sehnsucht erlöschen. Wir konnten ja alles erklären. Wir hatten keine Träume mehr. Und weil wir keine Erwartungen mehr hatten, gab es auch keine Hoffnung. Wir waren Gefangene in einem egoistischen Pragmatismus. Es zählte doch nur noch das, was einen Nutzen brachte. Aber das gab keine Herzens-Motivation, das Normale begeistert niemand, nicht wahr? Die Sachzwänge hatten uns im Griff und wir taten, was wir tun mussten oder von dem wir dachten, dass es nicht anders ginge, weil es keine Alternativen gab. Dabei haben wir uns selbst verloren. Wir waren nicht mehr bei uns. Wir hatten keinen Zugang mehr zu den Regungen unseres Herzens. Wir waren in uns gefangen und kamen aus den eigenen engen Vorstellungen nicht mehr heraus. Deshalb gab es nichts mehr als den momentanen Spaß. Die Hoffnung, dass alles anders sein könnte, die Sehnsucht nach Leben und die Wünsche an eine andere Wirklichkeit erloschen. Wir waren tot. Aber heute leben wir, heute kommt die Sehnsucht zurück. Wir wissen wieder, dass es mehr gibt, als wir selbst und unser kleinliches Umfeld. Wir haben Hoffnung auf Veränderung, wir wünschen uns mit allen Fasern unseres Herzens, dass Gott eingreift und etwas ganz anderes, neues beginnt. Wir glauben sogar, dass das möglich ist, denn wir haben es ja erlebt. Wir sehen nicht mehr nur die Grenzen, die

Unmöglichkeiten, die wir resignierend anzunehmen haben, sondern wir rechnen mit dem Unmöglichen, denn alles ist möglich. Wir spüren eine neue Kraft. Wir sind nicht am Ende, wir sind am Anfang!“

Pfarrer Adam hatte sehr engagiert geredet, aus ihm glühte eine neue begeisterte Freude und ich hatte tatsächlich auch den Eindruck, dass die Welt offen vor uns lag. Endlich waren wir befreit von den alternativlosen Sachzwängen, endlich konnten wir loslegen, endlich konnten wir tun, was wir schon immer wollten. Die Begeisterung brachte neu die Kühnheit, den Mut und die alte Zuversicht zurück, Eigenschaften, die längst ausgestorben schienen. Sie waren noch da. Die uralte Lebenskraft war noch am Wirken.

Ein eindrückliches Erlebnis war für mich auch in jenem Herbst der Tod einer älteren Frau. Sie starb in ihrem Zimmer und alle ihre Angehörigen standen um sie. Es war eher ein Heimgehen als ein schwerer Todeskampf. Sie wusste, dass sie sterben würde, war aber ganz ruhig. Sie legte jedem die Hände auf und segnete sie, besonders ihren Enkeln und Urenkeln sprach sie den Segen eines neuen Lebens zu. Dann warte sie auf ihren Tod, schweigend hielten alle mit ihr aus. Plötzlich sagte sie: „Hört ihr das Singen? Es ist ein Singen und Klingen in der Luft. So eine wunderbare Melodie, so eine Freude. Hört ihr es?“ Ihr Gesicht strahlte, innerlich sang sie mit. „Und dort“, sie verwies in eine Ecke, „die dunkeln Vögel des Todes, sie fliegen fort. Sie haben hier nichts zu suchen. Der Tod ist besiegt, jetzt beginnt das Leben. Die Welt stirbt, aber wir können leben.“ Sie schien bereits eine andere Welt betreten zu haben und hörte Stimmen, die wir nicht hörten. Dann sagte sie noch: „Es ist nicht schlimm. Das Sterben ist nicht schlimm. Wir gehen ins Leben, die Tür ist offen. Wir sind dem Leben ganz nah, es ist nicht weit. Wir lassen den Tod hinter uns und gehen ins Leben. Gott kommt und holt uns heim. Wir sind nicht Fremde sondern zu Hause. Ich gehe euch nur voraus. Wir sehen uns bald wieder.“ Die letzten Sätze waren kaum zu hören, dann war sie verstorben. Die Beerdigung wurde kein trauriges Fest, sondern es war, wie wenn jemand verabschiedet wird, der nur voraus geht und den man bald wiedersieht. Die Lebenden und die Toten waren nicht mehr weit voreinander getrennt. Es war, als gäbe es nur noch einen dünnen Vorhang zwischen dieser und jener Welt und so, als würde dieser Vorhang bald beiseite gezogen, ein für alle mal.

## Lerneinheiten

Dann kam der Schnee und das Leben in Freudewald veränderte sich, man hatte noch mehr Zeit füreinander. Für mich war dieser zweite Winter nach der Katastrophe ein ganz besonderes Geschenk, er war so anders als der erste Winter, den ich in der Einsamkeit verbracht hatte. An den Abenden trafen sich die Menschen in den Häusern. Wie in ganz alten Zeiten wurden Lichtstuben eingerichtet, wo man zusammenkam, um miteinander zu lernen, sich auszutauschen oder auch ein interessantes Buch vorzulesen. Es gab die Möglichkeit, miteinander zu singen, Musik zu machen oder zu Livemusik zu tanzen. An bestimmten Abenden wurden von besonders kundigen Personen Themen angeboten, man befasste sich mit geschichtlichen, philosophischen oder theologischen Fragen. Aber es gab auch die Möglichkeit, etwas über Kräuterkunde, Pilze, Beeren, Natur- und Wetterkunde zu lernen oder sich mit der Zubereitung von Bier oder anderen Getränken zu befassen oder Seifen herzustellen. Jemand bot am Tag Exkursionen in die Natur an, um im Schnee Tierspuren zu entdecken und zu bestimmen. Oder jemand gab Hinweise, wie auch unter ungünstigen Umständen ein Feuer angezündet werden kann. Es war eine intensive Zeit, in der jeder sein Wissen den anderen mitteilte, es wurde gelehrt, gelernt, studiert und geforscht. Einige machten sich daran, Motoren zu entwickeln oder neue Formen der Stromgewinnung zu entdecken. Aber diese Gruppe blieb erfolglos. Die Zeit der

künstlichen Hilfsmittel war wohl unwiderruflich vorbei. Die Holzfäller, die im Wald Brennholz schlugen, mussten doch auf ihre Motorsägen verzichten und von Hand die Bäume fällen und zerlegen. Eine harte Arbeit, die aber die Männer mit großer Befriedigung erfüllte: endlich eine richtige Arbeit! Ein paar ganz findige Mitglieder der Gemeinschaft gründeten ein Reparatur-Team: Sie versuchten, aus allem noch etwas Brauchbares zu machen oder neue Verwendungsmöglichkeiten für Abfall zu entdecken. Es wurden auch Erfindungen gemacht: zum Beispiel wurde ein Glutbeutel konturiert, mit dem man heiße Glut transportieren konnte. Das erleichterte das Feuermachen. Als es mehr auf Weihnachten zuing, machten sich einige Frauen daran, Rezepte für Weihnachtsgebäck zu erfinden, um auch mit begrenzten Möglichkeiten Leckeres zu backen. Sie experimentierten mit Rübensirup statt Zucker, probierten verschiedene Baumharze als Gewürze aus, arbeiten mit Mohn, mit getrockneten Kräutern, Beeren, Obst und Nussmischungen. In den Wochen vor dem Weihnachtsfest gingen die Mitglieder des Teams, das für die Warenbestände zuständig war, durch die Gemeinschaft und fragte jeden nach einem ganz persönlichen Weihnachtswunsch. Sie suchten dann, ob dieser Gegenstand oder ein ähnlicher in irgendeinem der leerstehenden Häuser vorhanden war und stellen ihn dann zu. So konnte jeder mit einem ganz besonderen Weihnachtsgeschenk rechnen und überrascht sein, in welcher Weise der geäußerte Wunsch in Erfüllung gehen würde. Ich wurde auch gefragt und ich wünschte mir ein Buch von C.S.Lewis. Tatsächlich bekam ich dann eine nicht mehr neue, aber wunderbar erhaltende Gesamtausgabe der Narnia-Geschichten. Es wurde ein Winter in dem ich endlich einmal wieder in aller Ruhe lesen konnte!

An einem Abend kurz nach meiner Rückkehr aus den Bergen berichtete ich in der Kirche von meinen Erfahrungen bei den Ausgestoßenen. Was ich mitteilte wurde mit großer Betroffenheit aufgenommen. Einige wollten sofort ein Team ausschicken, um diesen Menschen zu helfen. In Anbetracht des Winters wurde aber diese Idee auf das Frühjahr vertagt. Pfarrer Adam nahm meinen Bericht zum Anlass, der Gemeinde ein paar grundsätzliche Prinzipien mitzuteilen. Es waren insgesamt 25 Punkte, über die Pfarrer Adam sprach.

*Ich habe die 25 Punkte notiert und bei mir. Sie sind mir so wichtig, dass sie mich bis heute begleiten. Ich suche in meiner Tasche, dann finde ich die Auflistung und nehme sie als Grundlage für meinen Bericht vor der Ratsversammlung. Es ist mir wichtig, dies Gedanken möglichst genau vorzutragen. Ich beginne:*

Pfarrer Adam betonte zunächst sieben wesentliche Grundlagen für das Verhalten in der neuen Zeit und ich glaube er nahm dabei das Leben der Ausgestoßenen als Gegensatz, um deutlich zu machen, was heute wichtig war. Er nannte diese ersten Aussagen „Die sieben Grundprinzipien“ und betonte, dass es sich um die sieben Grundlagen einer neuen Freiheit handle, Grundsätze, die jedem eine große Freiheit und innere Stärke vermitteln können:

### **1. Wenn ich weiß, was ich habe, kann ich auch verzichten.**

Pfarrer Adam machte deutlich, dass das Gefühl des Mangels das Problem ist. Wer denkt, dass er zu wenig hat, macht dem anderen Vorhaltungen. Wer aber weiß, was er hat und mit dem auskommt, ist zufrieden. Er braucht nicht mehr, es genügt ihm. Nur der ständige Blick auf das, was fehlt, macht

unzufrieden. Wir sollen uns an dem orientieren, was wir haben und nicht an dem, was uns noch fehlt.

**2. Wenn ich weiß, wer ich bin, muss ich mich nicht ständig wichtig machen.**

Auch hier ist der Mangel das Motiv für mein Handeln, ein schlechtes Motiv! Je sicherer ich mir selbst bin, desto weniger muss ich mich vom anderen abgrenzen oder gegen ihn kämpfen. Ich kenne meine Stärken und muss mich nicht größer machen als ich bin, um den anderen zu übertrumpfen. Wir sollen uns auf den anderen einlassen und nicht ständig um uns kreisen.

**3. Wenn ich ein Gestorbener bin, dann kann mir eigentlich nichts mehr passieren.**

Wer sein Leben verloren hat, muss es nicht mehr mühsam verteidigen. Er ist wirklich frei und unabhängig geworden. Wir sind alles Gestorbene, betonte Pfarrer Adam eindrücklich, denn wir leben alle in einer neuen Zeit. Das, was war, ist gestorben, wir sind frei davon. Wir müssen nichts mehr mühsam festhalten. Wir sollen uns selbst loslassen.

**4. Was ich losgelassen habe, kann mir nicht mehr genommen werden.**

Ein Dieb kann nur das stehlen, was ich ihm nicht freiwillig gebe. Wenn ich nichts mehr für mich brauche und nichts mehr festhalten will, weil mir sowieso alles gehört, dann kann ich genauso gut auch alles hergeben. Ich bekomme es ja wieder. Wir sollen heute nicht mehr unseren Beitz verteidigen, denn uns gehört nichts mehr.

**5. Wenn ich meine Schwächen kenne, kann ich nicht mehr beschämt werden.**

Wir sind nur angreifbar dadurch, dass wir besser sein wollen, als wir sind. Wir müssen dann mühsam einen Schein aufrechterhalten und das ist anstrengend. Wir sollen bereit sein, so zu sein, wie wir sind, mit all unseren Unmöglichkeiten, dann erfahren wir eine große Freiheit und Unabhängigkeit.

**6. Wenn ich meine Schuld nicht verstecke, sondern zugebe, bin ich nicht erpressbar.**

Was wir verbergen möchten, grenzt uns ein. Wenn wir versuchen uns zu rechtfertigen, begeben wir uns auf brüchiges Eis. Wir erfinden viele Entschuldigungen und Begründungen für unser Tun und bauen uns damit selbst ein Gefängnis. Besser wäre es, für die eigene Schuld Verantwortung zu übernehmen. Wir sollen die Schuld wieder gutmachen oder um Vergebung bitten.

**7. Wenn ich auch klein sein kann, bin ich nicht abhängig.**

Es ist unser Bemühen, größer zu erscheinen und wichtig zu sein, das uns von der Anerkennung und Wertschätzung anderer abhängig sein lässt. Wir schauen dann immer darauf, wie uns die anderen sehen, statt zu dem zu stehen, wie wir sind. Wir dürfen zu uns stehen, so wie wir sind.

Es war eine ganze Weile still in der Kirche als Pfarrer Adam seine Ausführungen beendet hatte. Er hatte die sieben Sätze auf einen großen Bogen Papier geschrieben und an die Kanzel gehängt, so dass sie sichtbar waren. Alle spürten die große Befreiung, die in ihnen steckte. Aus ihnen atmete Weite und Unabhängigkeit, denn sie beschrieben ein Verhalten, das zu der neuen Zeit passte und Unabhängigkeit vermittelte. Die Gemeinde spürte, dass sie frei werden konnte von sich selbst, frei werden, um sich auf das Neue einlassen zu können.

Pfarrer Adam bot der Gemeinde an, dass er in der Zeit vom 6. Dezember bis zum Heiligen Abend jeden Tag am Vormittag einen kurzen Impuls geben würde, wie diese sieben Grundsätze umgesetzt werden könnten. Das wären an achtzehn Tagen achtzehn Impulse. Er nannte sie „Die achtzehn Ermöglicungen“.

Da Manuel, der für die Erfassung und Berechnung der Zeit in Freudewald zuständig war, den Termin

für das Weihnachtsfest festgelegt hatte, wussten alle, wann der 6. Dezember war. Und da es keine Schokoladennikoläuse mehr gab oder andere Süßigkeiten, ließ sich die Gemeinde gern auf dies Art eines Adventkalenders ein und kam fast vollzählig an jedem Tag zu einer besinnlichen Stunde in die Kirche. Man hatte ja sonst nichts vor.

Hier sind diese achtzehn Sätze der Ermöglichung:

1. An Stärke gewinnen bedeutet, sich selbst besiegen. Der größte Gegner ist der eigene Stolz.
2. Sich selbst besiegen heißt, sich überwinden. Sich überwinden heißt, sterben.
3. Nur der Starke kann sich überwinden, nur der Starke kann sich loslassen und auf sich verzichten.
4. Der Alltag bietet ein gutes Trainingsfeld, um sich zu überwinden.
5. Die Fragen, die uns das Leben stellt, ernst nehmen. Hinter ihnen steckt eine wichtige neue Erkenntnis.
6. Ein wenig Selbstzweifel sind gesund, sie verbinden uns mit Gott, weil sie uns auf unsere Grenzen hinweisen.
7. Ich gewinne, wenn ich verliere: innere Stärke, Gelassenheit und Souveränität.
8. Es gibt einen Sinn! Es gibt mehr als nur diesen Augenblick.
9. Wenn ich auch verlieren kann, muss ich mich nicht durchsetzen.
10. Raus aus der Opferrolle, raus aus dem Selbstmitleid.
11. Es ist gut, sich auf das zu konzentrieren, was ich habe, nicht auf das, was mir fehlt.
12. Ich bin bereit loszulassen, damit ich empfangen kann.
13. Ich will zufrieden sein, auch wenn ich nicht alles habe und mir nicht alles gelingt.
14. Ich muss nicht alles in der Hand haben, ich kann auch Kontrolle abgeben.
15. Es muss nicht alles so gehen, wie ich es mir vorstelle: locker lassen, flexibel sein!
16. Gott ist meine Stärke, denn seine Liebe ist ausgegossen in mein Herz. Das gibt mir Kraft in der Schwachheit.
17. Bei Gott zählt nicht nur der Erfolg meiner Bemühungen, sondern genauso (oder sogar noch mehr) meine Absicht – die Haltung meines Herzens.
18. Sein Herz an nichts hängen, immer wieder Altes loslassen und neu anfangen, sich abkehren von dem, was war und nach vorn schauen.

In der Reihe der „Sätze der Ermöglichung“ war Pfarrer Adam mit dem Achtzehnten nun am Heiligen Abend angelangt. Es waren in dieser Adventszeit ganz andere Impulse gewesen als sonst. Man war nicht mit allem Möglichen vollgestopft, sondern im Gegenteil leerer und freier geworden. Die Gemeinde hatte in diesen Tagen viel zum Verarbeiten. Die Impulse von Pfarrer Adam wurden willig aufgegriffen und es wurde viel diskutiert. In den Hauszellen und in persönlichen Gesprächen wurden die Sätze vertieft. Sie waren für manche eine harte Kost. Manche Aussagen waren nicht auf Anhieb verständlich und es gab auch Gegenmeinungen und Fragen. Es überwog die Überlegung, wie jeder das umsetzen konnte, was er verstanden hatte. Für jeden war etwas anderes wichtig. Aber in diesem gemeinsamen Arbeiten, Suchen und Fragen vertiefte sich die geistliche Kompetenz der Gemeinschaft.

„Es geht darum, stark zu werden, um schwach sein zu können“, betonte Pfarrer Adam immer wieder. Das war sein Motto und er wollte die Gemeinde damit vorbereiten für die kommende Zeit. Er sagte: „Nur wer innerlich stark ist, kann schwach sein und Schwäche zugeben. Und nur der Schwache ist offen für das, was kommt, denn nur er kann sich einlassen auf das Neue. Wer aus sich heraus stark sein möchte, muss sich wappnen und innerlich und äußerlich rüsten. Er kann keine Schwäche

zugeben und ist deshalb nicht offen. Er ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt und deshalb nicht bereit für das, was sich tun möchte. Er ist bemüht zu agieren und kann nicht reagieren. Er sieht seine Spur und geht in seine Richtung und dabei passiert das Entscheidende an einer ganz anderen Stelle.“  
Deshalb war Pfarrer Adam unerschütterlich der Meinung: „Wir müssen stark werden, innerlich stark. Stark sind wir aber nur, wenn wir uns nicht stark fühlen oder stark machen, sondern wenn Gott unsere Stärke *ist*. Deshalb lasst uns das Eigene ablegen, damit wir von Gott empfangen können.“

Diese Gedanken passten zur Adventszeit und bereiten die Menschen auf Weihnachten vor. Am Vormittag des 24. Dezembers waren alle festlich gestimmt und voller Erwartungen, wie nun Weihnachten würde. In diese Erwartung hinein forderte Pfarrer Adam seine Gemeinde auf, noch einmal ganz bewusst, das Alte herzugeben, wie es im achtzehnten Satz formuliert war. Die Gemeinde sollte sich abwenden von dem, was sie bisher bestimmt hatte und ganz bewusst eine neue Richtung einschlagen: nach vorn schauen, zu dem hin, der kommt. Es sollte ein bewusste Entscheidung für die Zukunft Gottes sein und eine bewusste Abkehr von dem Alten. So könnte dieses Weihnachtsfest ein Wendepunkt bedeuten zwischen gestern und morgen. Pfarrer Adam schlug an diesem Morgen vor, dass jeder für einige Zeit in die Stille gehen sollte, um sich zu besinnen: „Will ich das Alte loslassen? Will ich mich umwenden? Will ich mich Jesus, dem kommenden Herrn, ganz neu zuwenden?“

Auch ich nahm mir an diesem Tag die Zeit, um in der Stille meine Gedanken zu klären. Ich formulierte für mich folgende Sätze, die meine eigene Zukunft betrafen. Sie waren mein eigenes persönliches Resümee der Impulse von Pfarrer Adam. Ich schrieb:

Ich will von mir wegsehen.

Ich will offen sein für Menschen, Umstände, Situationen, die mir begegnen.

Ich will mich auf Ungewohntes einlassen.

Ich will niemand hinterherrennen.

Ich will Wartezeit mit Geduld in Stille und Gebet nützen.

Ich will mir keine unnötigen Gedanken, Sorgen machen im Blick auf die Zukunft und nicht zu viel planen.

Ich will tun, was jetzt gerade getan werden muss.

Ich will zufrieden sein, mit dem, was da ist.

Ich will mich nicht mit anderen vergleichen, mit ihnen konkurrieren oder mit Neid begegnen.

Ich will anschauen was ist und es akzeptieren.

Ich will mich Gott ganz überlassen und ihm vertrauen.

Ich will das, was ich sage mit Überzeugung vertreten.

Ich will nicht daran zweifeln, dass es Gott gut mit mir meint.

### **Das besondere Weihnachtsfest**

Am Nachmittag des Heiligen Abends lag eine wunderbare Stille und Sammlung über dem Ort. Die Menschen waren mit ihrer Beziehung zu Gott beschäftigt, sie bereiteten sich vor, ihm zu begegnen. Es gab keine Hektik, wie ich sie früher in den letzten Stunden vor dem Weihnachtsfest oft erlebt hatte. Am Abend zogen die Bewohner des Ortes mit Fackeln zur Kirche. Dort brannte im Chorraum eine große Zahl selbstgezogener Wachskerzen, ein wahres Lichtermeer. Einen Christbaum gab es nicht, da die Kette mit den elektrischen Kerzen sowieso nicht funktioniert hätte und man aufgrund der Brandgefahr keine echten Kerzen riskieren wollte.

Der Gottesdienst begann mit fröhlichen Liedern. Ein Chor hatte eine kleine Motette eingeübt, die

nun vorgetragen wurde. Dann kam ein Krippenspiel, eine Hauszelle hatte es sehr spontan und kreativ vorbereitet:

Unter der Empore legten sich die Hirten zum Schlafen nieder. Sie wurden von der Botschaft des Engels geweckt, der ihnen von oben zurief: „He, aufwachen. Es ist etwas Wichtiges passiert. Nein, keine Katastrophe, sondern etwas viel besseres: Jesus ist geboren. Jetzt wird alles anders.“ Der Engel musste seine Nachricht mehrmals wiederholen, denn die Hirten hatten keine Lust aufzustehen. Sie waren kaum wach zu kriegen, rieben sich dann mühsam die Augen und sagten zueinander: „Jetzt haben wir gerade so gut geschlafen.“ „Was ist los?“ „Nicht mal hier lässt man uns in Ruhe.“ „Ich habe so schön geträumt.“ „Im Schlaf kann ich endlich vergessen, aber nun kommt die Wirklichkeit zurück.“ Die Hirten ließen sich aber letztlich doch bewegen, sich auf den Weg zu machen. Bevor sie aufbrachen überlegten sie noch: „Was bringen wir mit? Wir haben doch nichts. Aber mit leeren Händen zu erscheinen ist auch nicht fein.“ Der eine nahm also ein paar Äpfel mit, der andere ein Stück Schaffell, der dritte hatte etwas Selbstgebasteltes dabei. Dann gingen sie los.

Sie kamen nach einigen Umwegen durch die vollbesetzte Kirche zum Stall von Bethlehem, der sich vorn am Altar befand. Dort saßen Maria und Josef vor einer Futterkrippe. Aber die Krippe war leer. Als die Hirten das merkten, waren sie enttäuscht: „Wo ist das Kind? Wir wollten Jesus besuchen. Wir wollten den König beehren.“ Rastlos blickten sie sich um. „Was mache ich mit meinen Äpfeln?“, fragte der eine. „Gib sie doch denen, die Hunger haben“, schlug ein Hirtenknabe vor. „Möchte hier jemand die Äpfel haben?“ Sofort gingen bei den Gottesdienstbesuchern ein paar Arme hoch. Der Junge verteilte die Äpfel. Der Hirte war erstaunt und fragte seine Kollegen: „Kennt ihr den Hirtenjungen? Wo kommt denn der her, der ist mir ja noch nie begegnet.“ Einer antwortete: „Wahrscheinlich macht der hier ein Praktikum und ist erst kurz da.“ Der andere Hirte wollte wissen: „Und was mache ich jetzt mit meinem Schaffell?“ Der Hirtenjunge machte den Vorschlag: „Gib es doch der alten Frau dort, sie friert.“ Er brachte der alten Frau in der dritten Reihe das Fell. Sie freute sich und legte es sich sogleich um. „Und ich, was mache ich mit meinem Kunstwerk?“ Er hielt sein selbstgebasteltes Spielzeug hoch. „Da gibt es doch einige Kinder, die freuen sich“, sagte der Hirtenjunge. Tatsächlich, die Kinder in der ersten Reihe johlten vor Freude, als sie beschenkt wurden. „Und ich, was mache ich“, fragte ein vierter Hirte, „ich wollte das Jesuskind anbeten und ihm die Ehre erweisen.“ „Sag doch ein paar Menschen hier, dass du sie gern hast und dass sie dir wichtig sind“, schlug der Hirtenjunge vor. Das war dem Hirten aber nicht so recht. Er entgegnete: „Dann spiele ich wenigstens ein Lied auf meiner Flöte, dann haben alle etwas davon.“ Das tat er. Aber man bemerkte, dass die Hirten alle sehr erstaunt waren über den unbekanntenen Knaben in ihrer Mitte.

Nach dem Flötenstück wandten sich die Hirten an Maria: „Wo ist denn Jesus hingegangen? Ist er einfach auch so verschwunden – wie viele Menschen in der letzten Zeit?“ Maria wunderte sich: „Er war doch immer bei euch, die ganze Zeit. Hier ist er doch. Sie weist auf den Hirtenjungen. Er ist einer von euch.“ Alle lachten und freuten sich und nahmen den Hirtenjungen in die Arme und das Krippenspiel war beendet.

Nun kam Pfarrer Adams Predigt. Er stieg auf die Kanzel und begann:

„Ohnmachtserfahrungen sind wichtig, denn wir kommen an unserer Grenzen und unsere Möglichkeiten sind am Ende. Jetzt kann Gott beginnen. Wir denken, wir könnten immer noch etwas tun und wir müssten die Lage im Griff haben. Aber dann gehen uns die Ideen aus und wir wissen nicht weiter. Das ist der Moment von Weihnachten. Wir stehen mit unseren Geschenken da, und wissen nicht, was wir damit tun sollen. Dann kommt Jesus und beschenkt *uns*. Wir wollen etwas geben und bekommen selbst viel mehr. Wir müssen Gott machen lassen und können nichts tun. Das kann für uns ganz schön schwierig sein. Weihnachten verurteilt uns zur Passivität, wir spüren, wie

schwach und unfähig wir sind. Aber genau zu den Schwachen und Unfähigen kommt Jesus, um sie zu beschenken. Er macht sich selbst klein und schutzbedürftig. Dabei stürzt er die Mächtigen vom Thron, wie Maria in ihrem Lobgesang singt, und erhebt auch die Niedrigen (Lukas 1,52). Das erste haben wir in den letzten Monaten deutlich erfahren: die Mächtigen wurden entthront. Nun wird aber auch das andere Wirklichkeit: Die Schwachen, die Niedrigen, die Stillen und Demütigen, die bisher am Rande waren, bekommen einen neuen Platz und werden wichtig. Sie werden von Gott aus der Niedrigkeit emporgehoben und geehrt. Das heißt, liebe Gemeinde: Nun sind wir dran. Wir, die wir uns schwach und unfähig fühlen, die wir nichts in der Hand haben und uns bisher eher benachteiligt vorkamen. Nun werden wir beschenkt. Und mit dem, was wir von Gott bekommen, können wir das tun, was wir schon immer wollten: Wir können einander dienen. Wir sind frei geworden von uns selbst, deshalb können wir ohne großes Aufheben um uns selbst, für andere da sein. Versteckt euch also nicht länger, sondern handelt, auch wenn ihr das nicht gewohnt seid, weil bisher andere bestimmt haben. Der Herr ist nahe und wir sollen alles tun, damit er uns bereit findet. Mehr noch: Wir sollen nicht nur uns selbst auf seine Wiederkunft vorbereiten, sondern wir sollen alles tun, damit Jesus, wenn er wiederkommt, eine bereite und offene Gemeinschaft findet, offene Herzen und eine Gemeinde, die ihn fröhlich erwartet und gern empfängt. Jesus will zu uns kommen, zu den Schwachen und Niedrigen. Hier ist sein Stall, hier ist seine Krippe.“

Später wurde diese Weihnachtspredigt von Pfarrer Adam immer wieder zitiert. Aber es war vor allem die Aussage in den Köpfen der Zuhörer hängen geblieben, dass Jesus wiederkommt. In den Tagen nach Weihnachten entfalteten die Bewohner von Freudewald eine eifrige Geschäftigkeit. Sie wollten sich für die Wiederkunft Jesu vorbereiten. Häuser wurden geputzt und geschmückt. Man traf sich verstärkt zum gemeinsamen Gebet in den Häusern und man hörte immer wieder den sehnsuchtsvollen Ausruf: „Komm, Herr Jesus.“ Immer wieder bestätigten sich Menschen gegenseitig: „Unser Herr kommt bald.“ Ein paar Mitglieder der Gemeinschaft wollten ihrer Bereitschaft noch dadurch verstärken Ausdruck geben, dass sie fasteten, andere schlossen sich zusammen und wollten abwechselnd Tag und Nacht beten und wachen, um ja die Ankunft Jesu nicht zu verpassen. Es gab tatsächlich auch einige, die erklärten, dass sie Wächter seien. Sie richteten sich einen Beobachtungsposten ein, von dem sie das umliegende Land überblicken konnten. Da aber in diesen Tagen nach Weihnachten die Temperaturen weit unter Null fielen, war das eine mühsame Angelegenheit, die dann auch bald wieder eingestellt wurde.

Dagegen richteten sich einige in der Kirche ein und sagten, dass sie hier bleiben würden, bis Jesus wiedergekommen sei. Die Kirche wurde Tag und Nacht geheizt und immer mehr zum Mittelpunkt des Ortes, wo man sich traf, austauschte und seine Meinung kundtat, wann und wie nun Jesus kommen würde. Es gab ganz unterschiedliche Prognosen und die Gemeinde schien darunter schier zu zerbrechen. Immer heftiger wurden unterschiedliche Ansichten vertreten, immer deutlicher gab es Grüppchen, die massiv ihren eigenen Standpunkt verteidigten. Einige begannen überall Engel zu sehen und es gab sogar Menschen die davon sprachen, dass die Entrückung bereits stattgefunden hätte und sie schon alle miteinander im Himmel seien.

Der Jahreswechsel wurde nicht gefeiert, denn er spielte keine Rolle mehr. Es gab sowieso keine Jahre mehr, sondern höchstens noch Wochen, die von Sonntag zu Sonntag gingen. Dass ein neues Jahr begann, war bedeutungslos. Viel wichtiger war die nahe Zukunft.

Pastor Adam schwieg zu allem. An einem Tag wohl kurz nach dem Beginn des neuen Jahres, suchte ich ihn in seiner Studiertube auf und fragte ihn, warum er sich im Blick auf diese massive Endzeiterwartung seiner Gemeindeglieder so deutlich zurückhalte. Er antwortete mir ausführlich:



„Jesus ist schon da, die Wiederkunft hat bereits stattgefunden. Wir begreifen das erst Stück um Stück. Und so wie wir es begreifen, wird Jesus für uns sichtbar. Es ist gut, wenn die Menschen Jesus erwarten, auch wenn es nun teilweise übertrieben geschieht. Denn je mehr wir Jesus erwarten, mit ganzen Herzen ersehnen, desto mehr werden wir fähig, ihn wirklich aufzunehmen. Unsere Wiederkunftshoffnung dient *uns*. Deshalb ist sie jetzt eine nötige Phase. Wenn wir beten: Komm, Herr Jesus!, machen wir Schritte auf ihn zu und dabei können wir immer mehr wahrnehmen, dass er schon längst bei uns ist. Jesus ist nicht unsere Zukunft, sondern unsere Gegenwart.“ Pfarrer Adam machte eine Pause. Ich schwieg, denn ich wollte ihn in seinen Gedanken nicht unterbrechen.

„Wir haben früher die Gegenwart Jesu nicht wahrgenommen, weil wir mit so vielem abgelenkt waren. Nun hat uns Gott eines Tages den Strom abgedreht und wir standen plötzlich nicht mehr unter Strom. Da haben wir auf einmal festgestellt, was außerhalb von uns und um uns herum wirklich passiert. Wir sind aufgewacht und haben uns von unseren schönen Träumen verabschiedet. Erst als das Licht aus war, konnten wir in die Weite sehen. Endlich konnten wir die kleinen Lichtpünktchen in den Tiefen des Weltalles deutlich erkennen und wir erkannten, wie nahe alles war, unmittelbar nahe. Wir sind aufgewacht und haben unsere Hände und Füße wahrgenommen, als würden wir sie zum ersten Mal sehen. Wir haben verstanden, was alles zu uns gehört. Wir haben zum ersten Mal mündige Schritte getan und verantwortlich gehandelt. Und wir haben auch zum ersten Mal eigenständig gedacht und richtig gelacht, selbst agiert und verweilt, alles was wir wollten. Wir erfuhren uns selbst ganz neu. Und in allem, was wir taten, entdeckten wir, wie nahe uns Jesus war, so nahe wie uns unsere Hände, Füße, Gedanken, Empfindungen, Worte.“

Wieder machte Pfarrer Adam eine Pause. Er schüttelte den Kopf.

„Es war der Teufel, der uns glauben lassen wollte, dass Jesus noch nicht kommt, noch lange verweilt, wir noch viel Zeit hätten. Der uns ablenkte und keine Zeit zum Nachdenken ließ, damit wir nicht wahrnehmen konnten, wie sich alles verhielt. Der unsere Gedanken in eine ferne Zukunft lenkte, damit wir nicht bemerkten, was ganz unmittelbar bei uns geschah. Wir sollten in Erwartung leben, damit wir nicht sahen, dass Jesus an unserer Seite war. So waren wir beschäftigt unsere Zukunft zu erfinden und zu gestalten und dabei hatte sie sich bereits vollzogen. Die ganze Geschichte der Menschheit seit zweitausend Jahren ist geprägt vom verzweifelten Versuch des Teufels, uns zu hindern, wahrzunehmen, wie nahe Jesus ist.“ Pfarrer Adam seufzte.

„Heute sollen wir offen sein für alles, was geschieht. Und wir könne es auch, weil uns nichts mehr ablenkt. Wir *können* Jesus entdecken und seine Nähe wahrnehmen.“ Pfarrer Adam betonte das Wort „können“.

„Aber auch wenn die äußeren Zwänge keine Bedingungen mehr stellen und den Blick auf die Wirklichkeit verhindern, sind es doch die eigenen Vorstellungen von dem, was geschehen wird, was nach unseren Überlegungen geschehen soll, was uns blind macht für die Wirklichkeit. Wir pflegen doch noch stark unsere eigenen Wünsche und Bedürfnisse und denken, dass es so sein wird, wie wir es uns denken. Das legt uns fest. Wir sollten heute, gerade heute, verschiedene Meinungen gleichzeitig nebeneinander stehen lassen. Wir sollten nicht den anderen überzeugen wollen. Gott ist vielfältig und nicht einseitig. Es ist wichtig für die Menschen am Ende der Zeit, dass sie nicht festgelegt, dogmatisch oder einlinig sind, sondern offen und beweglich, befreit, sich auf das einzulassen, was geschieht. Das erfordert Menschen mit einem großen Vertrauen. Sie wissen, dass das, was kommt, gut ist, egal wie und wann es kommt. Sie sehen vor sich Geborgenheit und Frieden, nicht Angst und Entsetzen.“ Pfarrer Adam wirkte sehr müde und erschöpft.

In der Gemeinde wurde in diesen Tagen die Erwartung der Wiederkunft Jesu immer stärker. Sie führte sogar dazu, dass Menschen ihre täglichen Pflichten versäumten, sich mehr mit sich selbst

beschäftigten und nur noch ihren eigenen Empfindungen und Eindrücken nachgingen. Das konnte so nicht gut gehen. Entweder musste Jesus tatsächlich augenblicklich wiederkommen oder irgendetwas anderes musste geschehen. Und das tat es auch. Es geschah nicht, dass Jesus plötzlich in Freudewald auftauchte, sondern dass Pfarrer Adam aus Freudewald verschwand. Er war plötzlich fort, einfach nicht mehr da.

Am frühen Morgen klopfte Frau Rosi an meine Tür, ich wohnte immer noch im Pfarrhaus, weckte mich und sagte: „Mein Mann ist verschwunden.“

Ich zog mich rasch an und ging mit ihr in die Studierstube des Pfarrers. Dort war alles wie immer, nur Pfarrer Adam war nicht anwesend. Frau Rosi berichtete: „Mein Mann wollte gestern Abend noch einmal in seine Studierstube, um noch ein wenig zu lesen. Dabei konnte er sich immer am besten erholen. Er war in der letzten Zeit oft sehr müde und verzagt gewesen und ich hatte mir schon Sorgen um ihn gemacht. Er war oft still, saß in seinem Stuhl und starrte vor sich hin. Deshalb wollte ich ihn nicht stören, wenn er die Zeit für sich wollte. Als ich aber ins Bett ging, rief ich von oben, ob er nicht auch bald kommen wolle. Aber ich erhielt keine Antwort. Da ging ich hinunter und entdeckte, dass sein Zimmer leer war. Die Kerze war ausgeblasen, als ob er ganz bewusst aufgebrochen wäre. Hier auf seinem Schreibtisch lag aufgeschlagen seine Bibel.“ Ich schaute mir die Seiten an, die geöffnet waren. Es waren die Kapitel Matthäus 24 und 25. Und eine Stelle war mit Bleistift angestrichen: „Recht so, du tüchtiger und treuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen; geh hinein zu deines Herrn Freude.“

Frau Rosi nahm die Tatsache, dass ihr Mann nicht mehr da war, mit großer Fassung auf. Sie jammerte nicht, sondern sagte sich, dass es das Beste für ihren Mann und für die Gemeinde war. Nur kurz zeigte sie Anzeichen der Trauer, aber nie fragte sie sich, wohin ihr Mann gegangen wäre und wo er sich nun wohl befinden würde. Es war ihr ganz selbstverständlich klar, dass Gott ihn zu sich geholt hatte.

Sie rief das Dorf zusammen und teilte sehr ruhig und gefasst mit, dass die Gemeinde ihren Pfarrer verloren hätte. In der Gemeinschaft schlug diese Tatsache wie eine Bombe ein. Es war als ob die Menschen wie aus einem Traum erwachten. Sie brauchten eine ganze Zeit, bis sie begriffen, was geschehen war. Alle überzogenen Erwartungen, Hoffnungen und emotionalen Sehnsüchte waren wie auf einen Schlag verschwunden. „Nun sind wir auf uns gestellt“, sagten sie zueinander. „Nun sind wir allein. Nun sind wir dran.“ Ein Ruck ging durch die Gemeinschaft und die Menschen standen auf und übernahmen die Verantwortung für sich und das ganze Gemeinwesen. Sie wollten das Erbe Pfarrer Adams in guter Weise weiterführen. Sie wollten nicht in die Zukunft schauen, sondern das heute gestalten. Da gab es Arbeit genug.

### 3. Jahr: Frühjahr bis Herbst

#### Der Auftrag der Gemeinde

Als es Frühling wurde und die Sonne den Schnee weggetaut hatte, kam Jenny ins Dorf – ich habe das bereits erzählt. Ihre Anwesenheit konfrontierte die Gemeinschaft mit der Tatsache, dass es auch außerhalb Menschen gab. Und dass diese Menschen Hilfe brauchten. Man erinnerte sich an das Vorhaben des Herbstes, dass man hinausgehen wollte, um die hereinzuholen, die draußen waren. Damals hatte man die Ausführung auf das nächste Frühjahr verschoben. Nun sollte es umgesetzt werden. Es sollten über Freudewald hinaus Kontakte geknüpft werden, damit Beziehungen entstanden, die im Lauf der Zeit ausgebaut werden konnten.

Nachdem man im Winter so sehr mit sich selbst beschäftigt war, viel zu sehr, wie einige meinten, kam ins Bewusstsein der Leute von Freudewald, dass es sicher besser sei, sich um andere Menschen zu kümmern, als nur starr auf den wiederkommenden Jesus zu warten. Immer mehr waren der Meinung, dass das Warten auf die Wiederkunft auch mit Arbeit und dem Einsatz für andere zu verbringen war und dass Jesus es sicher nicht übelnahm, wenn man die Zeit bis zu seiner Ankunft mit Nützlichem verbrachte. Vielleicht würden sie auch, wenn sie ihre Kreise erweiterten, früher auf Jesus stoßen, als wenn sie nur hier auf ihn warteten. So war man rasch einmütig der Meinung, dass man einen Auftrag hatte und dass dieser Auftrag darin bestand, nach Menschen zu suchen, die allein und verloren waren.

Es bildeten sich zwei Teams. Das eine sollte in die Berge gehen, um dort nach den Ausgestoßenen zu schauen. Eine andere Gruppe sollte in der anderen Richtung herausfinden, ob es hier noch Menschen gab und wie es ihnen ginge. Ich beschloss mit diesem zweiten Team aufzubrechen. Ich spürte, dass meine Zeit in Freudewald zu Ende ging. Außerdem war mir bewusst, dass ich nicht länger im Pfarrhaus wohnen konnte, nachdem Pfarrer Adam verschwunden war. Frau Rosi wollte außerdem das große Haus nutzen, um hier eine Wohngemeinschaft mit anderen Frauen zu bilden, die ihren Mann verloren hatten. Man konnte zwar nicht von Witwen sprechen, denn bei einigen war ihr Mann nur verschwunden, nicht verstorben, aber sie waren doch nach einer Zeit der Ehe nun allein und sie wollten gemeinsam ihren Alltag gestalten und anderen mit ihren Möglichkeiten dienen. Sie wollten vor allem für verletzte und psychisch traumatisierte Menschen da sein.

Intensive Tage der Vorbereitung für die beiden Teams begannen. Ich konnte meine Erfahrungen aus der Zeit meines Unterwegsseins weitergeben. Ich vermittelte, wie man im Wald übernachtet, wie man sich Unterstände und Hütten baut, half ihn bei der Auswahl der Ausrüstungsgegenstände und wies sie darauf hin, wie man sich unterwegs am besten verpflegen konnte. Ich machte Mut, leerstehende Häuser mit Respekt vor den früheren Bewohnern zu betreten, um dort zu übernachten oder sich das zu holen, was nötig war. Ich gab auch Anweisungen, was zu tun war, wenn man auf Widerstand oder aggressives Verhalten stieß.

Die Gruppe, die in die Berge wanderte, zog als erstes los. Sie hatten sich von Jenny noch einmal genau den Weg erklären lassen. Ich gab ihnen Grüße mit – auch an den Einsiedler und den Asketen.

Die andere Gruppe machte sich ein paar Tage später auf den Weg. Ich bekam den Auftrag, diese Gruppe zu führen. Mein Esel blickte mich sehr verwundert an, als ich mich endlich wieder um ihn kümmerte und nach der langen Winterzeit aus dem Stall holte. Ich verabschiedete mich von Frau Rosi und dankte ihr herzlich für ihre Gastfreundschaft. Dann waren wir bereit und konnten losziehen. Wir waren eine große Gruppe geworden und kamen nicht sehr schnell voran. Es war zeitweise auch sehr mühsam die inzwischen zugewachsenen alten Wege zu finden oder einen neuen zu entdecken.

Wir trafen auf dem Weg auf ganz unterschiedliche Menschen: Da war zum Beispiel ein junger Mann, der uns vergnügt pfeifend entgegenkam. Es war ein Handwerker, der umherzog, um hier und da, wo es möglich und erwünscht war, seine Dienste anzubieten und sich zu verdingen. Er wollte für sich allein bleiben und sah keine Notwendigkeit, nach Freudewald zu kommen, obwohl es dort sicher viel Arbeit für ihn gegeben hätte. Anders war es mit einer älteren Frau, die einen verwirrten Eindruck machte und immerzu betonte, dass sie nach ihren Kühen suchen würde. Sie war gern bereit, mit uns mitzukommen und beruhigte sich schnell, als sie merkte, dass wir es gut mit ihr meinten.

Problematischer war es mit einem jungen Pärchen, das wir am Waldrand entdeckten. Die beiden wären gern dort geblieben, um ihr eigenes Leben ganz für sich zu leben. Aber wir schilderten ihnen die Vorteile der Gemeinschaft, dass sie doch Lust bekamen, mit uns zu kommen. Außerdem machten wir sie darauf aufmerksam, dass sie in Freudewald ganz offiziell und festlich heiraten könnten und dadurch würde ihr gemeinsames Leben ja noch wertvoller werden. Das überzeugte sie und sie kamen mit.

Dann trafen wir auf einem abgelegenen Hof auf ein Ehepaar, das offensichtlich mit der Verwaltung des Gutes heillos überfordert war. Sie machten einen verhärmten und unglücklichen Eindruck und hatten ständig Streit miteinander, auch in unserer Gegenwart. Es war für sie alles zu viel geworden und sie wussten sich nicht zu helfen. Unserer Aufforderung doch mitzukommen, folgten sie nach einer kurzen und heftigen Auseinandersetzung. Wir erklärten ihnen, dass sie in Freudewald durch die Hilfe der anderen viel Unterstützung bekommen könnten – auch in der Gestaltung ihrer Beziehung.

Inmitten eines dunklen Forstes trafen wir auf zwei Männer, die sich sofort aus dem Staub machen wollten, als sie uns sahen. Wir riefen sie und zeigten ihnen unsere freundliche und wohlwollende Absicht, indem wir ihnen Lebensmittel entgegenhielten. Da kamen sie zurück und ließen uns herankommen. Sie hatten sich offensichtlich schon vor längerem in diesem Wald niedergelassen, dort einen Verschlag gebaut und seither versucht, in diesem Versteck ihr Leben zu fristen. Erst als sie ein wenig Vertrauen zu uns gefasst hatten, rückten sie damit heraus, dass sie vor Jahren eine Untat begangen hätten und dass sie seither auf der Flucht vor der Strafverfolgung seien. Wir versuchten ihnen klar zu machen, dass eine neue Zeit angebrochen sei und sie keine Angst mehr haben müssten vor Gericht gezogen zu werden, weil die alten Gesetze nicht mehr gälten. Sie misstrauten uns, sie hielten das für einen üblen Trick, um sie ihren Richtern auszuliefern. Aber als wir erzählten, wie wir lebten und was sich verändert hatte und nicht locker ließen, glaubten sie allmählich unseren Worten und als wir ihnen auch bedeuteten, dass sie in Freudewald von ihren Schulden loskommen, ja, dass sie Vergebung empfangen könnten, waren sie bereit, mitzukommen.

Wir waren schon eine lange Zeit unterwegs, als wir in einem verlassenen Dorf auf eine Gruppe von Kindern trafen. Es waren „Wolfskinder“, wie es sie immer nach Kriegen und Katastrophen gegeben hatte, ein Rudel verlassener Geschöpfe, die versuchten, sich mit eigener Kraft gemeinsam durchzuschlagen. Sie hatten mit viel List und Schläue überlebt, waren durch alle möglichen Bedrohungen abgebrüht und erfahren geworden und hatten sich mit einer gewisse Zähigkeit Strategien angeeignet, die ihnen geholfen hatten, durchzuhalten. Obwohl die neun Kinder zwischen 5 und 13 Jahre alt waren, wirkten sie wesentlich älter und reifer. Ein Kind hätten sie verloren, weil es von einem Felsen gestürzt wäre, erzählten sie, und ein anderes, das noch sehr jung gewesen war, sei verhungert, weil es sich nicht selbst hätte versorgen können. Der Älteste von ihnen war zum Anführer geworden, der, obwohl selbst noch ein Kind, mit den Mitgliedern seines Rudels mit einer natürlichen und selbstverständlichen Autorität umging. Dabei hätten sie Geschwister sein können. Wir staunten über ihren Willen, zusammenzuhalten und füreinander einzustehen. Sie waren durch

alle Erlebnisse des Überlebens zu einer verschworenen unverbrüchlichen Gemeinschaft geworden. Sie waren nur gemeinsam bereit nach Freudewald zu gehen, sie waren misstrauisch und vorsichtig. Aber als wir ihnen von anderen Kindern erzählten und ihnen versprachen, dass sie beieinander bleiben durften, willigten sie ein.

Inzwischen war unsere Gruppe angewachsen und es wurde beschlossen, umzukehren. Für mich war damit der Zeitpunkt gekommen, allein weiterzugehen. Ich verabschiedete mich und wir trennten uns. Ich war wieder für mich. In den ersten Tagen dachte ich noch oft an meinen Aufenthalt in Freudewald. Die Gemeinschaft hatte mir gut getan. Ich hatte mich wohl gefühlt. Ich hatte so viel verstanden und profitiert, dass ich nun als ein Beschenkter weitergehen konnte. Aber tief in meinem Inneren wusste ich, dass es meine Aufgabe war, noch andere Bereiche kennenzulernen. Die Zeit in Freudewald war eine wichtige Zeit gewesen, aber sie war nun vorbei. Mein Unterwegssein war noch nicht zu Ende. Ich war noch nicht am Ziel angelangt, noch nicht.

Auf meinem weiteren Weg traf ich immer wieder auf Menschen, die aus anderen Orten kamen und nun losgezogen waren, um Kontakt mit fernen Siedlungen aufzunehmen. Es waren Kuriere, deren Aufgabe darin bestand, Informationen zu sammeln und weiterzugeben. Das war eine sehr verantwortungsvolle Tätigkeit, mussten die Tatsachen doch ohne eigene Zusätze weitergegeben werden. Die Wahrheit war kostbar, es durften sich keine falschen Fakten oder eine fehlerhafte Übertagung einschleichen. Man war darauf angewiesen, sicher zu sein, dass es stimmte, was übermittelt wurde, denn das war vielfach die Grundlage für weitere Entscheidungen. Die Kuriere, die das Land durchzogen und oft allein sich selbst ausgeliefert waren, hatten eine exponierte Position. Sie hatten den Überblick über weite Bereiche und größere Zusammenhänge. Wenn ich auf einen solchen Kurier traf, war es immer ein Gewinn, wieder mehr zu erfahren und den Blick zu weiten. Wir nahmen uns dann regelmäßig Zeit für einen ausführlichen Austausch.

Durch die Kuriere verstand ich, dass sich auch anderswo die gleichen Entwicklungen vollzogen wie in Freudewald: Die Menschen fanden immer mehr zusammen. Ich erfuhr aber auch, dass es Gegenden mit weitgehender Zerstörung gab. Einige Landstriche seien menschenleer und dann gäbe es Bereiche, wo sich Siedlungen und Gemeinschaften gebildet hatten. Es lebten immer weniger einzelne Versprengte nur für sich, denn ein Überleben allein sei kaum mehr möglich.

Kuriere berichteten mir auch von Großstädten, die vollkommen entvölkert seien. Manche Stadtteile seien zerfallen, andere würden aussehen, als wären sie gerade erst verlassen worden. Plünderungen und mutwillige Zerstörungen hätten so gut wie nirgends stattgefunden. Wer aus den Städten übriggeblieben war, war an den Stadtrand oder in die nähere Umgebung gezogen, dort hätten sich einige neue Siedlungen von Überlebenden gebildet. Die Hauptstadt aber, so wurde weitergegeben, sei eine Geisterstadt, das Regierungsviertel ohne ein Lebewesen. Nur Füchse würden sich dort noch in großer Zahl tummeln. Es sei gespenstisch, wie der Wind durch die Straßen pfeife, die früher vor Leben, Hektik und Menschengewimmel gestrotzt hätten. In ein paar Ministerien säßen noch Beamte, meinte ein Kurier, aber sie hätten nichts mehr zu regieren und würden sich tödlich langweilen. Aber das sollte wohl eher ein Witz sein, ich glaubte dieser Information nicht, denn ein Minister, der früher das Regieren gewöhnt gewesen war, würde jetzt die völlige Verlassenheit nicht überleben. Ich verstand aber, dass das Land dabei war, sich zu verändern. Nicht nur die Menschen veränderten sich, sondern alles war in einem intensiven Prozess der Verwandlung. Die Menschen und die Natur entwickelten eine tiefere Beziehung zueinander, das Verhalten von Mensch zu Mensch war deutlicher geprägt vom Interesse füreinander. Man bekam wieder ein Gefühl für die Zusammenhänge und erkannte, wie wichtig ein offenes Gespräch, die ehrliche Begegnung, das

gemeinsame verständnisvolle Betrachten und Wahrnehmen war. Ein intensives, starkes Bewusstsein setzte sich durch: für das Leben und seine Verletzlichkeit, für die Abhängigkeit von den Umständen, dem Wetter, der Umgebung, vom Wohlwollen und der Freundlichkeit anderer. Und letztlich auch für die unmittelbare Abhängigkeit von Gott, der spürbar gegenwärtig war und die Umgestaltung prägte, in dem er zu verstehen gab, dass er der Herrscher und Bestimmer war.

Die Nächte waren in diesen Wochen zauberhaft. Der helle Streifen am östlichen Horizont war größer geworden, so dass es nicht mehr richtig dunkel wurde. Die Nacht war wie ein langandauernder Sonnenaufgang. Der schwache Schein ließ alles sehr plastisch erscheinen und trotzdem umgab mich eine unwirkliche verwunschene Atmosphäre. Ich kam mir vor wie in einer anderen Welt.

### Diessseits der Furt

Unter diesen Gedanken, Erlebnissen und Begegnungen erreichte ich schließlich einen breiten Fluss, den ich nicht überqueren konnte. Ich wanderte an seinem Ufer entlang. Dort hatte sich ein Weg gebildet, der offensichtlich öfters genutzt wurde. Ich sah die Spur viele Füße. Immer den Fluss an meiner Seite schritt ich jede Biegung aus und so kam ich zu einer Ansiedlung, in der ich diesen Sommer verbringen sollte. Es war der Ort Anderfurt.

Die Ortschaft machte einen gut gesicherten Eindruck, Mauern umgaben sie und ein schweres Tor verhinderte den Einlass. Als ich mit meinem Esel auf das Tor zumarschierte, öffnete es sich quietschend und eine Frau kam heraus. Sie erschrak, als sie mich sah, stutzt, als ob sie sich überlegte wieder umzukehren, trat dann aber doch mutig auf mich zu und fragte mich ohne Umschweife: „Gehören Sie zu uns, oder zu unseren Feinden.“ In meiner Verwirrung über diese Frage antwortete ich einfach: „Nein.“ Die Frau nickte, sagte „Aha“, drehte sich um und eilte durch das Tor zurück in die Stadt. Ich wartete. Kurz darauf kamen einige Männer durch das Tor und luden mich ein, mitzukommen.

„Wir müssen vorsichtig sein“, erklärten sie mir. „Wir leben in einer schwierigen Zeit. Da müssen wir aufpassen, dass wir nicht überwunden werden. *Wir* sollen Überwinder sein.“ Ich fragte sie: „Was meinen Sie mit ‚schwieriger Zeit‘?“ Sie antworteten mir: „Es ist uns vorhergesagt, dass am Ende der Tage Verführer kommen und die Verwirrung zunehmen wird. Das erleben wir ja gerade.“ Ich verstand nicht: „Welche Verwirrung nimmt zu?“ Die Männer schauten mich erstaunt an: „Wo leben Sie denn? Oder sind Sie einer dieser Verführer?“ Die Männer, die mich in die Stadt führten, waren die Ältesten der Gemeinde, wie sie mir erklärten: „Die geistliche und leibliche Unversehrtheit unserer Bewohner ist unsere Verantwortung. Das ist keine leichte Aufgabe.“ Mit den drei Ältesten des Bruderrates sollte ich es in den kommenden Wochen noch öfter und intensiver zu tun haben. Es waren vorsichtige und gewissenhafte Männer, denen die Bürde ihres verantwortungsvollen Amtes deutlich anzusehen war. Sie machten einen strengen und müden Eindruck. Sie ließen mich keinen Moment aus den Augen. Es waren ihnen anzumerken, dass sie nicht wussten, wie sie mich einschätzen sollten: War ich für sie oder gegen sie, war ich ein Bruder oder ein Feind? Ich konnte ihnen bei der Klärung dieser Frage leider nicht helfen. Ich wäre aber gern ihr Bruder geworden.

Der Ort Anderfurt machte nicht nur einen verschlossenen Eindruck. Auch die Menschen waren misstrauisch und begegneten mir sehr vorsichtig. Ich war ein Fremder. Ich wurde genau beobachtet, aber man nahm keinen Kontakt mit mir auf. Wenn ich in eine Gasse ging, machte mich niemand darauf aufmerksam, dass es sich um eine Sackgasse handelte. Ich musste es selbst feststellen. Wenn ich dann umkehrte, taten sie so, als wäre ihnen nichts aufgefallen. Ich wurde nicht begrüßt und man

interessierte sich nicht für mich. Man tat so, als wäre ich nicht anwesend.

Mir wurde von den Ältesten ein kleines Zimmer zugewiesen, Onesimus bekam einen Stall in der Nähe. Wenn ich mein Gepäck abgeladen hätte, sollte ich mich beim Brüderrat einfinden, wurde mir mitgeteilt. Man wollte mich gern kennenlernen, um nicht zuzusagen: einer Prüfung unterziehen. Die drei Ältesten warteten bereits auf mich, sie fragten, wer ich war, warum ich hierhergekommen bin und was mein Auftrag sei. Dann wollten sie wissen: „Glauben Sie an Jesus?“ Ich sagte: „Ja.“ Sie warteten, als sollte ich noch mehr sagen. „Seit wann?“, bohrten sie nach. „Von Kindesbeinen an“, antwortete ich. Sie waren mit dieser Antwort nicht zufrieden, das spürte ich. „Es ist wichtig, dass Sie eine klare Entscheidung für Jesus getroffen haben.“ Ich spürte, wie das Misstrauen und der Vorbehalt mir gegenüber blieben. Ich erzählte ihnen von dem, was ich erlebt hatte. Aber auch das überzeugte sie nicht vollkommen. Ich fragte sie: „Was soll ich tun, um Ihnen zu beweisen, dass ich im Auftrag Gottes komme?“ Sie wussten darauf keine Antwort außer: „Wenn Sie so glauben wie wir und wenn Sie sich uns unterordnen.“ Ich fragte nach: „Hätte das der Apostel Paulus getan, wenn er hierhergekommen wäre?“ Sie sagten: „Wie wir bereits gesagt haben, müssen wir uns vor Verführern hüten. Diese sind nicht unbedingt als Verführer zu erkennen. Manche verkleiden sich als Engel des Lichtes. Wir müssen vorsichtig sein.“

„Und was ist“, fragte ich vorsichtig, „wenn Jesus jetzt wiederkommt und Ihr erkennt ihn nicht und weist ihm die Tür, weil Ihr ihn für einen Verführer haltet?“ Sie schüttelten bedenklich den Kopf. „Wir würden prüfen, ob es wirklich Jesus ist“, gaben sie zu, „das ist die Last unseres Amtes, wir dürfen es uns nicht zu leicht machen.“ Sie erklärten mir, dass sie gern ihr Amt als Älteste abgeben würden, aber niemand würde es übernehmen wollen. Und ehrlich gesagt, könnten sie sich auch niemand von den Jüngeren vorstellen, die diese verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen könnte. Sie hätten auch schon mehrfach dazu aufgerufen, in ihre Fußstapfen zu treten, aber niemand hätte sich gemeldet, der bereit war, diese Bürde auf sich zu nehmen. Die drei Ältesten sahen nicht glücklich aus. Aber sie hielten durch – ein Bollwerk gegen alle Gefahren dieser Zeit.

Immer wieder spürte ich den Ernst, der über diesem Ort lag. Die Menschen an diesem Ort waren sehr bemüht, keinen Fehler zu machen. Sie wollten als untadelig angesehen werden, wenn Jesus wiederkam, sie wollten als treu befunden werden. Es war ihre größte Sorge, dass sie durch eine Unvorsichtigkeit vom richtigen Weg abkommen und das Heil für immer verlieren könnten. Mit tiefer Inbrunst beteten sie in ihren Gottesdiensten: „Herr gib uns Festigkeit, hilf uns, dass wir treu bei dir bleiben. Hilf uns, dass wir nicht deine Gnade verspielen durch Leichtfertigkeit und anderen Götzen nachjagen. Lass uns fest bei dir bleiben. Halte uns bei dir und bewahre uns vor leichtsinnigen Schritten. Mache uns zu einer festen Säule in deinem Heiligtum.“ Als nach diesem Gebet ein heftiger Windstoß durch den Versammlungssaal wehte, rief einer: „Macht die Tür zu, es zieht.“

Sie lasen in der Bibel das Gleichnis von den zehn Brautjungfern, von denen fünf nicht genug Vorrat hatten, so dass ihre Lampen verlöschten, während sie auf den Bräutigam warteten. Und sie zogen daraus den Schluss: „Wir wollen durchhalten und dafür sorgen, dass wir genügend Vorrat haben. Wir müssen das festhalten, was wir besitzen, damit es reicht.“ Und sie sagten sich, dass es ja noch lange dauern könnte bis Jesus wiederkam. Sie sorgten sich, ob sie diese Zeit wirklich durchstehen würden. Diese Last erfüllte die Menschen in Anderfurt mit Schwere, deshalb waren sie unbeweglich und starr geworden, es war keine freudige Erwartung in ihnen, sondern sie waren bestimmt von vielen Ängsten.

Wenn ich versuchte, das den Ältesten deutlich zu machen, dann sagten sie eher abweisend: „Wer beharrt bis zum Ende, der wird selig.“ Wenn ich dann versuchte, ihnen zu sagen, dass es darum geht in der Hoffnung, in der Freude und im Frieden zu beharren und nicht in der Sorge und dass die

Freude wächst, wenn man austeilt, was man hat und nichts verbissen zurückhält, dann bedeuteten sie mir zu schweigen: „Es geht nicht an, sich Lehrer zu suchen, nach denen die Ohren jücken und wider den Stachel zu löcken.“

Ich kam nicht gegen diese Mauer der Abwehr an. Vermutlich würde es nicht einmal Jesus schaffen, ihren Blick von sich selbst und ihren Ängsten oder Sorgen auf seine Herrlichkeit zu lenken, weil sie gar nicht wahrnahmen, dass er wiedergekommen war. Sie waren viel zu beschäftigt in ihrem Kreisen um die eigene fromme Befindlichkeit. Wer nicht loslassen kann, kann sich nicht einlassen, das war hier offensichtlich. Er steht dann immer nur als Zuschauer in einer bewertenden, kritischen Distanz und wird zum Verhinderer des Neuen. Das Neue geschieht dann ohne ihn. Es fehlte diesen Menschen in Anderfurt die Gottesbeziehung, der tiefe Glaube an Gott, das Vertrauen, das aus einer unverbrüchlichen Verbindung entsteht. Sie zeigten das ängstlich-vermeidende Bindungsverhalten der Menschen, die Schweres erlebt haben und deshalb dem Guten nichts mehr zutrauen und nicht mehr vertrauend loslassen können...

*Die Glocke des Vorsitzenden der Ratsversammlung der Weisen unterbricht meinen Bericht. Ich stocke mühsam, hatte ich mich doch gerade so richtig in Rage geredet und schaue auf. „Du sollst berichten, nicht bewerten“, weist mich der Vorsitzende zurecht. „Es ist wichtig, was du erlebt hast, nicht wie du es beurteilst. Das Urteil ist allein Gottes Sache. Er sieht die Herzen an und versteht die Menschen in ihrem Innersten, nicht du.“ Das ist eine deutliche Kritik. Diese Zurechtweisung trifft mich tief – weil ich in mir spüre, dass sie richtig ist. Früher wäre ich mir beschämt vorgekommen, hätte mich scharf gerechtfertigt und gegen die Kritik gewehrt. Oder ich hätte mich beleidigt und gekränkt ins Schneckenhaus verkrochen. Nun schlucke ich, atme tief durch und sage: „Bitte, entschuldigen Sie. Sie haben natürlich Recht. Mit mir ist der Gaul durchgegangen.“ Ich habe begriffen, dass in jeder Störung, in jedem Hinweis und auch in jeder Kritik ein wichtiger Hinweis für mich verborgen ist. Ich kann etwas Entscheidendes lernen, wenn ich ihn entdecke und aufgreife. Ich hatte das Leben in Anderfurt zu meiner Sache gemacht, es auf mich bezogen und mich davon abgegrenzt. Dabei war ich zum Kritiker und Gegner geworden. Ich konnte deren Meinung und deren Lebensstil nicht einfach stehen lassen. Ich hatte die nötige Distanz verloren, um wahrnehmen zu können, was geschah.*

Es war eine latente Aggressivität, die ich in Anderfurt spürte und die auch mich ergriff und zu manchen Worten verführte, die nicht sehr sachlich überlegt und liebevoll waren. Aber es kam mir alles so festgefahren und starr vor. Ich hatte immer wieder das Gefühl, ich müsste mit einer Provokation die selbstgefällige Sicherheit aufsprengen. Andererseits spürte ich die große Entschlossenheit und die tiefe Hingabe dieser Menschen, die sich so sehr bemühten, eine bereite Braut für Jesus zu sein, wenn er wiederkam, ohne jegliche Flecken und Runzeln. Das Reich Gottes war für die Bewohner von Anderfurt, wenn man richtig glaubte, das Richtige tat, das Rechte dachte und mit reinem und ungeteiltem Herzen den Gottesdienst feierte. Aber das zu leben war eine schwere Aufgabe. Sie mussten sich ständig überprüfen, um herauszufinden, ob sie auf dem richtigen Weg waren. Sie waren deshalb so sehr mit sich beschäftigt, dass sie gar nicht wahrgenommen hatten, dass die Welt eine ganz andere geworden war, dass sie sich zum Guten gewandelt hatte. Die Bedrohung war verschwunden, eine neue, helle, freundliche Zeit war angebrochen – aber nicht bei ihnen.



Immer wieder kam ich mit den Ältesten zusammen um mit ihnen zu diskutieren, aber es gelang mir nicht, ihre Sichtweise zu verändern, sie für einen neuen Blick zu öffnen. Wir drehten uns in unseren Gesprächen mühsam im Kreis.

Ich spürte die Angst dieser frommen Menschen, die Gnade Gottes zu verlieren. Wenn ich aber sagte, dass Gottes Gnade im Übermaß zur Verfügung steht, sagten sie: „Die sich halten an das Nichtige, verlassen ihr Gnade (Jona 2,9).“ Die Gnade Gottes zu verspielen, indem man sich mit Unwichtigem befasste, war für sie das Schlimmste, was geschehen könnte. Sie hatten zwar das Bewusstsein, dass sie Gott reich beschenkt hatte. Aber umso mehr galt es nun, in der letzten Zeit, das zu behalten und zu bewahren, was sie gewonnen hatten. Deshalb hielten sie fest, was sie hatten – und damit zerstörten sie es auch. Sie vergruben den Schatz, den Gott ihnen anvertraut hatten – und so verloren sie ihn, weil sie das Gefühl hatten, nichts zu haben, leer und arm zu sein. Sie waren nicht bereit, anderen von ihren Ölvorräten des Glaubens zu geben, damit wurden sie immer geringer. Sie waren nicht bereit, das Weizenkorn in die Erde zu säen, damit es Frucht brachte, weil sie Angst hatten, es könnte unter die Dornen fallen, auf dem Weg zertreten werden oder die Vögel könnte es fressen. So blieb aber alles wie es immer schon war und das Leben nahm ab oder erlosch ganz. Die Angst bestimmte ihr Leben und ihren Glauben und verschloss sie für die Wirklichkeit Gottes. Sie sagten: „Wir müssen verbergen, was wir haben, sonst wird es uns genommen. Es ist die letzte Zeit. Es wäre schlimm, wenn Jesus wiederkommt und wir stehen mit leeren Händen da. Wir dürfen das Kostbarste nicht unter die Säue werfen. Wir müssen uns rein erhalten für die Ankunft Jesu.“

Ich sagte dagegen: „Wir erleben es doch gerade jetzt in diesen Tagen und Wochen: Gott hat aufgeräumt mit allem, was uns hinderte ihm den richtigen Platz zu geben. Er hat unser Leben entrümpelt, damit wir erkennen, was wirklich wichtig ist: Das Leben mit ihm. Er hat uns den Schein des Lebens genommen, damit wir wirkliches Leben haben.“ Aber ich hatte immer wieder den Eindruck, dass diese Menschen in Anderfurt gar nicht mitbekommen hatten, was außerhalb ihres Umkreises geschehen war. Jede Veränderung schien gefährlich zu sein und da das Leben chaotisch ist, das Chaos aber bedrohlich, war das Leben für sie gefährlich. Sie hatten ihre Welt mühsam aufgebaut und alles so eingerichtet, dass es gut war. Sollten sie das nun aufgeben für eine ungewisse Zukunft? Und wenn sie jetzt das verändern würden, was sie früher für gut, richtig und wichtig gehalten hatten – würden sie dann nicht das, was gewesen war, schlecht machen, als falsch darstellen? Das durfte nicht sein. Sie hielten daran fest: „Je mehr Probleme es gibt, desto mehr weist das darauf hin, dass wir in der Endzeit leben.“ Und da sich durch dieses Denken die Probleme vermehrten und verstärkten, fühlten sie sich permanent in der Meinung bestärkt, dass es dem Ende entgegen geht – und dass sie entsprechend stark, treu und unbeweglich sein müssten.

Eines Abends klopfte es vorsichtig an meiner Tür. Als ich öffnete standen zwei junge Burschen davor. Sie stellen sich als Thilo und Jörg vor. „Können wir hereinkommen?“ „Bitte“, ich lud sie ein. „Wir wollen offen mit Ihnen reden“, begannen sie das Gespräch. „Es gibt einen großen Zwiespalt im Ort. Die einen halten Sie für einen gefährlichen Verführer, die anderen denken, dass Sie Recht haben und dass wir anders leben sollten.“ Ich schwieg. „Wir wissen nicht, was wir von allem halten sollen: Leben wir in der letzten Zeit oder nicht, sind wir die Generation am Ende der Tage und steht die Wiederkunft Jesu bevor, oder müssen wir noch länger warten? Was geschieht in dieser Welt?“ „Geht doch hinaus und schaut euch um. Macht euch einen eigenen Eindruck von dem, was Gott gerade tut. Ihr werdet sehen, wie nahe Jesus zu uns gekommen ist. Vielleicht werdet ihr ihm persönlich begegnen.“ Ich lachte fröhlich.

„Wir können nicht gehen“, sagten die zwei. „Warum nicht?“, fragte ich. „Wir wissen nicht wohin.“ „Überquert den Fluss und geht nach Osten“, forderte ich sie auf.

„Wir können nicht den Fluss überqueren, niemand kann das“, widersprachen mir die beiden. „Warum nicht?“, wollte ich erstaunt wissen, „es gibt hier ein Furt.“ „Wir dürfen nur hinüber, wenn Jesus am anderen Ufer steht und uns ruft“, erklärten sie mir. „Wir warten darauf, dass uns Gott das Kommando zum Aufbruch gibt. Erst dann dürfen wir hinüber. Wir warten hier schon viele Generationen lang. Beim Warten sind wir müde und schwach geworden. Wir getrauen uns nicht mehr, den Fluss zu überwinden.“ Sie seufzten. „Außerdem: Wer zu früh aufbricht, ohne Gottes Signal, wird in den Fluten umkommen und für seine Verwegenheit bestraft werden.“ „Ihr werdet trockenen Fußes durch die Furt kommen“, versprach ich. „Trockenen Fußes?“, die beiden zweifelten, „Gottes Wunder sind selten geworden.“ Sie zögerten. „Außerdem: Es könnte eine Flutwelle kommen. Wir sind zu wenige und zu schwach, das Wasser würde uns mitreißen. Wir würden nie am anderen Ufer ankommen. Und wenn wir es doch schafften: Was sollen wir dort? Das Land am anderen Ufer ist unwirtlich und karg. Dort leben gefährliche Menschen, die uns bedrohen und vom Glauben abbringen könnten.“

„Es gibt keine gefährlichen Menschen mehr“, widersprach ich beharrlich, „Ihr müsst es probieren, ihr müsst es wagen. Ihr werdet dabei herausfinden, dass alles ganz anders ist. Ihr werdet eure Kraft entdecken und sehen, dass Jesus an eurer Seite ist. Ihr werdet das Land einnehmen, ein neues und gutes Land, Land in dem ihr für immer wohnen dürft und wo es euch gut geht.“ Aber die beiden Burschen hatten kaum eine Ahnung wie es wäre, wenn es einem gut ginge. Sie wussten nicht, was sie wollten.

Der eine sagte: „Ich kann doch meine Heimat nicht verlassen. Hier bin ich Zuhause. Hier kenne ich mich aus. Hier werde ich versorgt.“ Und der andere meinte: „Vielleicht stimmt es doch, was unsere Ältesten immer sagen. Dann werde ich untreu und verliere tatsächlich die Gnade Gottes. Das Risiko ist mir zu groß.“ An diesem Abend ließen sie sich nicht dazu bewegen, sich aufzumachen, um selbst herauszufinden, wie die Wirklichkeit außerhalb ihres vertrauten Ortes beschaffen ist. Sie waren gefangen, sie saßen fest und die Sehnsucht nach einem neuen Leben war noch nicht stark genug. Aber nachdenklich und unruhig verließen sie mich spät in der Nacht.

Umso mehr begann ich, den Menschen in Anderfurt mit großer Herzlichkeit und Offenheit zu begegnen. Ich wollte Vertrauen wecken und sie gewinnen. Nicht für mich, sondern für das Neue, das Gott schon vorbereitet hatte. Ich wollte, dass sie erkennen konnten, dass Jesus nahe war und dass sich alles viel einfacher darstellte, als sie es sich dachten. Ich wünschte mir so, dass sie ihren Blick hoben und feststellten, dass es mehr gab, als dieses kleine, ängstliche Leben. Dass Gott groß war und sie seine Gnade nicht verspielen konnten, wenn sie zu ihm gehörten. Er hatte sich doch aufgemacht, um ihnen zu begegnen und ihnen zu zeigen, dass er sie liebte.

Ein denkwürdiges Gespräch brachte die Wende und macht mir deutlich, das sich nicht mehr länger in Anderfurt bleiben sollte, obwohl die ersten Nachtfröste mit einem weißen Reif am Morgen den nahenden Winter ankündigte. Die Ältesten hatten mich zu sich zitiert. Sie begannen das Gespräch mit einer vorsichtigen Warnung an mich: „Wir leben hier auf dünnem Eis, wir versuchen uns ganz leicht zu machen und immer wieder alles Gewicht an Gott abzugeben. Allein das zusätzliche Gewicht des Zweifels kann die Oberfläche der Eisdecke zum Einbrechen bringen. Wir müssen aufpassen. In der letzten Zeit ist hier viel Unruhe entstanden und wir spüren, wie Unglaube gesät wurde. Das können wir nicht zulassen.“ Ich verstand den indirekten Angriff auf mich. Sie meinten all das, was ich an anderer Meinung in den Ort getragen hatte. Ich hatte zwar wenig mit den Menschen gesprochen und kaum meine Ansichten vertreten können. Aber offensichtlich hatte die andere Art meines Lebens, meine fröhliche und herzliche Haltung die Menschen verunsichert. Ich hatte mich für sie interessiert und ihnen zugehört, wenn sie mir von ihren Ängsten, Sorgen und Zweifeln berichteten.

Das hatte genügt um das Fenster für Neues zu öffnen. Sie hatten Hoffnung bekommen, ihr Leben war leichter geworden. Nun wollten sie mehr von dem, was ihr Leben leichter machte.

„Es ist unsere Aufgabe, darauf zu achten, dass der Feind nicht in die Herde einbricht“, sagten die Ältesten nun einen Deut schärfer. „In der Bibel steht: Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich: Lukas 11,23.“ Ich entgegnete zaghaft: „Dort steht aber auch: Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch: Lukas 9,50.“

„Sehen Sie, woher wissen wir, dass Sie nicht gegen uns sind? Außerdem: Wir als Älteste bestimmen, welche Aussage für uns zutrifft“, bedeuten sie mir nun sehr bestimmt. „Gott legt uns die Last auf, sein Reich zu verteidigen und zu behaupten. Das ist keine leichte Sache, glauben Sie mir, vor allem in dieser Zeit.“ Ich fragte: „Welche Last? Jesus ist gekommen, um uns von der Last zu befreien, er will die Lasten für uns tragen.“ Ich zögerte, dann spitzte ich zu: „Ja, er ist bereits gekommen und hat uns von der übermäßigen Last eines falschen Lebens befreit, damit wir ihm fröhlich entgegen gehen können.“

„Erst wenn das Maß der Leiden voll ist, kann Jesus kommen“, sagten die Ältesten abweisend. Ich entgegnete: „Jesus hat selbst das Maß der Leiden voll gemacht. Wir können durch unser Leiden nichts erreichen – außer dass wir uns unser Leben unnötig schwer machen.“

„Das Leiden ist das Kostbarste unseres Glaubens. Wer glaubt, leidet“, wurde mir sehr bestimmt entgegnet.

Ich hielt dagegen: „Das Leiden ist nicht das Ziel, sondern die Begleiterscheinung der Umgestaltung. Wir werden zu neuen Menschen und das ist schmerzhaft. Aber irgendwann ist das Ziel erreicht und das Leiden hört auf.“

„Wir sind nie fertig. Wann ist unsere Umgestaltung beendet? Niemals!“

Ich ließ nicht locker: „Wenn Jesus wiederkommt, endet auch das Leid.“

„Ja, aber erst dann.“

„Aber das geschieht doch gerade in unserer Zeit: Jesus kommt und das Leid verschwindet. Bemerken Sie das nicht?“

Die Ältesten seufzten: „Nein, davon merken wir nichts.“

„Sie merken nichts, will ihnen das Leiden den Blick verstellen.“

„Wir drehen uns im Kreis“, stellten die Ältesten resigniert fest.

„Ihr kreist um euch selbst, weil ihr euch zu sehr mit euch und eurer Befindlichkeit beschäftigt. Ihr müsst von euch wegschauen, nach vorn schauen, nicht nach innen.“

Unser Gespräch wurde immer schärfer. Die Ältesten sagten: „Wir sitzen in diesem Leben wie in einem dunklen Keller des Gefängnisses. Das ist unsere Existenz. Alles andere wäre Lüge. Das gute, schöne Leben ist uns nicht verheißen. Doch je dunkler es hier unten ist, desto heller leuchtet das Licht der Liebe Gottes und je enger das Gefängnis, desto umfassender seine Weite. Die Dunkelheit und die Gefangenschaft sind nötig, damit wir uns um so sehnlichster auf die Ankunft des Gottessohnes vorbereiten und dem Moment entgegensehen, wo er sichtbar wird.“

In diesem Augenblick konnte ich mich nicht zügeln und explodierte. In vorwurfsvollem Ton griff ich die Ältesten an: „Sie dürfen ja die Last gern selber tragen, aber Sie dürfen sie nicht auch noch anderen aufbürden.“ „Genau das ist der heutige Individualismus. Jeder will selbst bestimmen, was er tragen will und was nicht. Sie haben sich nun selbst entlarvt, als einer, der über Gott stehen will. Wir sind nicht die Wahrheit, sondern Diener der Wahrheit.“ „Gottes Gnade ist doch größer als alle Last der Welt“, versuchte ich noch einmal etwas zu entgegnen. „Treiben Sie keinen Spott mit heiligen Dingen. Es ist genau umgekehrt: Die Last hat die Aufgabe, die Gnade umso größer erscheinen zu lassen. Was Sie sagen, nimmt uns den Lohn unserer Bemühungen. Sollen wir jetzt wegen Ihnen so kurz vor dem Ziel alles verlieren, was wir uns mühsam ein Leben lang erarbeitet haben?“ Eine

bedrohliche Pause entstand. Ich war verwirrt und konnte nichts mehr sagen. „Seit Sie da sind, rumort es in unserem Ort. Sie haben nur Unfrieden und Unruhe gebracht. Das kann nicht von Gott sein. Bitte gehen Sie.“ Das waren die letzten Worte, die ich von den Ältesten hörte. Sie klangen definitiv und duldeten keinen Widerspruch. Meine Zeit in Anderfurt war beendet.

## Über den Fluss

Obwohl es schon spät am Tag war, entschloss ich mich gleich aufzubrechen. Es war nun offensichtlich, dass ich hier nichts mehr bewirken konnte, so wollte ich nicht länger zögern und mich wieder auf den Weg machen. Auch lag mir daran, hier nicht weiter für Unruhe zu sorgen. Außerdem hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich hier eher Verwirrung gestiftet, als neue Hoffnung geweckt hatte. Ich war gerade dabei, in aller Eile meine Sachen zu packen, als es wieder ganz leise an meiner Tür klopfte. Thilo und Jörg hatten mitbekommen, dass ich gehen musste und wollten sich von mir verabschieden. Aber sie hatten noch ein weiteres Anliegen und drucksten herum. „Was ist mit euch?“, forderte ich sie zum Reden auf, „heraus mit der Sprache.“ „Dürfen wir ein Stück mitkommen?“, fragten sie vorsichtig. „Nein, ein Stück wird nicht gehen. Entweder ihr kommt ganz mit, oder ihr bleibt hier.“ Die beiden sahen sich an und zögerten. Dann nickten sie: „Wir kommen mit.“

Ich wollte aber, dass ihr Aufbruch aus eigener Entscheidung erfolgte und selbständig geschah. Sie mussten diesen Schritt alleine tun. Ich sagte ihnen zu, dass ich auf der anderen Seite des Flusses auf sie wartete, aber den Fluss sollten sie selbst durchqueren. Zögernd stimmten sie zu.

Kurz darauf war ich reisefertig. Ich holte Onesimus aus seinem Stall und brach auf. Von niemand beachtet und von niemand verabschiedet verließ ich Anderfurt als die Dunkelheit bereits hereingebrochen war. Das schwere Stadttor war noch nicht verschlossen, aber ich hörte, wie es kurz darauf krachend ins Schloss fiel und die schweren Riegel vorgelegt wurden. Ich war wieder allein – und ich war gespannt, ob die beiden tatsächlich den Weg ins Ungewisse riskierten.

Der Fluss hatte in diesen Tagen des späten Herbstes tatsächlich kaum Wasser und es war kein Problem von einem Stein zum nächsten tretend den Fluss zu überqueren. Der helle Streifen am östlichen Himmel gab genug Licht, um zu sehen, wohin ich meinen Fuß setzen musste. Onesimus stapfte unverzagt neben mir her. Obwohl der Fluss sehr breit war, waren wir bald auf der anderen Seite. Ich hielt am Ufer an und setzte mich auf einen Stein, um zu warten, ob die beiden Jungen tatsächlich kamen. Lange tat sich nichts und ich dachte schon, dass sie sich eines Anderen besonnen hätten, als ich auf der gegenüberliegenden Seite zwei Gestalten aus dem Schatten der Stadtmauer treten sah. Sie winkten mir zu und begannen in den Fluss zu waten. Offensichtlich hatten sie noch nie ein Gewässer überquert. Sie stellten sich deutlich ungeschickt an. Ihre Schatten zappelten, sie schwankten und hüpfen. Dann hörte ich einen Platsch und verhaltenen Hilferufe. Ich konnte nicht verstehen, dass sich die beiden so ungeschickt anstellten, das seichte und ungefährliche Wasser zu überwinden. Ich gab Onesimus einen leichten Klapps und er verstand, trottete noch einmal in den Fluss, dorthin, wo die beiden ängstlich zitternd im Wasser hockten. Als der Esel die beiden erreicht hatten, zogen sie sich an ihm hoch, stützten sich auf ihn und so half das Tier den beiden Burschen durch das Wasser ans rettende Ufer.

Die beiden waren nass und schlammig, atmeten schwer und waren total entsetzt. „Das war ja eine gefährliche Sache, so ein reißender Fluss, so eine gewaltige Strömung“, stöhnten sie und sie benötigten eine lange Zeit, um sich zu beruhigen. Ihre Angst hatte den harmlosen Fluss zu einem gefährlichen Strom werden lassen. Es war so gewesen, wie sie es ich vorgestellt hatten: Einen Schritt

wie durch den Tod hindurch zum neuen Leben, eine äußerst riskante Sache, die ohne weiteres auch entsetzlich schief hätte ausgehen können. Aber nun hatten sie den Abgrund überwunden. Nun waren sie heil auf der anderen Seite angelangt und Gott hatte sie nicht zurückgehalten oder bestraft. Nun gab es kein Zurück mehr.

„Wir haben nicht damit gerechnet, dass sie die Stadttore abschließen. Wir mussten durchs Fenster klettern. Da warteten wir lieber, bis alle eingeschlafen waren. Sonst hätten sie uns womöglich noch zurückgehalten. Deshalb hat es länger gedauert“, erklärten sie mir ihre Verspätung. Und obwohl es Nacht war, marschierten wir los. Es war hell genug, um den Weg zu sehen – wir gingen immer weiter nach Osten – und außerdem war es die einzigen Möglichkeiten für die beiden in der kühlen Herbstnacht wieder trocken zu werden. Erst als die Sonne aufging legten wir uns unter einen großen Baum und holten den versäumten Schlaf dieser Nacht nach.

Das Unterwegssein mit Thilo und Jörg erwies sich zunächst als sehr mühsam. Sie waren es nicht gewohnt und hatten bisher nur in ihrem kleinen Ort gelebt. Alles war für sie neu – und deshalb auch anstrengend. Die Weite war für sie im ersten Augenblick bedrohlich. Die Unbeständigkeit eine ungewohnte Last. Aber sie waren neugierig auf alles – und das war eine gute Voraussetzung dafür, auch Mühen auszuhalten. Ein großes Problem hatten die beiden damit, dass wir Nächte in fremden, leerstehenden Wohnungen zubrachten. Da es teilweise nachts empfindlich kalt wurde, war das unbedingt nötig. Sie wehrten sich anfangs, die unbewohnten Wohnungen anderer Menschen zu betreten. Sie hatten dabei das Gefühl etwas Unerlaubtes zu tun, sie kamen sich wie Einbrecher vor. Aber im Lauf der Zeit nahmen sie das, was wir fanden als ein Geschenk aus der Hand Gottes und es gelang ihnen dann sogar, ihm dafür zu danken und sich darüber zu freuen. Sie staunten über den Reichtum anderer Menschen und machten sich viele Gedanken, warum diese Menschen wohl nicht mehr da waren. Beständig fragten sie sich, ob sie wohl schuldig geworden wären oder ob sie von Gott verworfen worden seien. Da wir darauf keine schlüssige Antwort finden konnten, mussten wir diese Frage immer wieder aufs Neue offen lassen. Aber alles, was nicht eindeutige beantwortet werden konnte und offen bleiben musste, belastete die beiden in ihrem Gewissen. Sie waren bisher der Ansicht gewesen, dass es auf alles eine Antwort gab und dass die Welt in Gut und Böse einzuteilen war. Die Zuordnungen waren eindeutig und so wusste man immer, wer sich auf welcher Seite befand. Das vereinfachte das Leben und das Miteinander. Wobei sie ja immer wieder erfahren hatten, dass das Böse aus der eigenen Mitte ausgemerzt werden musste, notfalls in einem harten, manchmal auch selbstzerstörerischen Vorgang.

Wir hatten viel zu reden auf unserem Weg und das lenkte Thilo und Jörg von den Strapazen ab. Sie hatten viele Fragen, die ich so gut es ging zu beantworten versuchte. Immer wieder stießen wir in der Landschaft, die wir durchquerten, auf Flüsse und große Seen. Die Seen vor allem bildeten ein unüberwindbares Hindernis. So waren wir gezwungen weite Umwege zu machen. Aber es war ja sowieso nicht klar, wo wir hinwollten. Und langsam fragte ich mich, wie diese Geschichte ausgehen sollte, da der Winter sich mit zunehmender Kälte zur Stelle meldete und die Landschaft unbesiedelt wirkte. Wo sollten wir untere diesen Umständen den Winter zubringen? Ich allein hätte mir wahrscheinlich nicht so viel Gedanken gemacht, aber mit den beiden Burschen an der Seite war das alles nicht so einfach.

Dann kam der Nachmittag, an dem der Wind dicke Wolken aus dem Westen zusammenblieb, die sich immer mehr zu einem grauen, schweren Himmel verdichteten. Es roch nach Schnee und es wurde schneidend kalt. Der Wind blies uns ins Gesicht und durch alle Ritzen unserer längst nicht mehr dichten Kleidung. Auf eine solche Unwirtlichkeit waren wir nicht eingestellt. Thilo und Jörg froren

zitternd, bliesen sich in die Hände und machten deutlich, dass sie jetzt genug von diesem Abenteuer hatten. Am Vormittag hatte ich zum ersten Mal ein massives Problem mit meinem Esel gehabt. Wir waren an eine schmale Landzunge zwischen zwei Seen angekommen. Ich wollte nach links weitergehen, aber Onesimus weigerte sich hartnäckig. Dickköpfig zog er nach rechts, eine Richtung, die mir nicht sicher und zuverlässig schien. Aber es war nichts zu machen. Der Esel blieb stehen und beharrte auf seiner Meinung. „Es ist wie bei Bileams Esel“, meine Jörg, „vielleicht sieht er mehr als wir.“ Auch Thilo war der Meinung: „Wir sollten dem Esel folgen.“ Widerwillig gab ich nach. In meinem Inneren dachte ich: Sie werden schon sehen, was es heißt, einem Esel zu folgen.“ Später sollte das unter uns zu einem geflügelten Wort werden: „Wir sollten dem Esel folgen.“

Nun wurde es dunkler, auch im Osten verblasste das Licht, die Nacht brach herein. Dann fielen dicke Schneeflocken. Jetzt draußen irgendwo zu nächtigen schien uns unmöglich, also mussten wir weiter. Plötzlich hörten wir aus der Ferne eine Glocke. Zuerst hielten wir sie für eine Täuschung des Windes, aber dann war ihr Ton deutlich zu vernehmen. „Endlich“, sagten wir, „wo eine Glocke läutet, gibt es auch ein Haus. Und wo ein Haus ist, finden wir Zuflucht. Die Glocke wurde etwas lauter, wir gingen ihrem Klang nach. Und da standen wir unvermittelt vor einem riesigen See. Fern am andern Ufer sahen wir die Silhouetten eines Klosters und von dorthin kam der Schall. Er klang so nah, weil er über das Wasser verstärkt worden war. Wir waren verzweifelt: Wie sollten wir dorthin kommen? Der See schien sich nach links und rechts unendlich auszudehnen. Hatten wir uns gerade gerettet gesehen, war nun schon wieder alles in Nichts aufgelöst und wir standen am gleichen Punkt wie vorher. Es war eine verzweiflungsvolle Situation für uns drei, als wir unvermittelt eine laute Stimme hörten: „Hallo, ist da jemand?“ Die Stimme kam aus der Weite des Sees. Und tatsächlich, dort sahen wir in der Dunkelheit den Schatten eines Nachens, der von einem Menschen gerudert wurde. „Ja, hier sind wir!“, schrien wir dreistimmig. „Geht noch etwa hundert Meter weiter nach rechts“, gebot uns in die Stimme, „dort gibt es einen Steg.“ Als wir dort anlangten, kam gleichzeitig auch das Boot längsseits. Ein Mann machte fest und kletterte aus dem Boot. Er stieg auf den Steg und da sahen wir, dass er eine Kutte anhatte. Es war ein Mönch. Er begrüßte uns und stellte sich vor: „Ich bin Pater Christopher vom Kloster Himmelsthür.“ Er wies zur anderen Seeseite hinüber. „Ich bringe euch dorthin, wenn ihr wollt.“ Er kicherte. Er hatte ein rundes, Gesicht, das in der Dunkelheit freundlich glänzte, mit einem Spitzbart. „Woher wussten Sie, dass wir hier sind“, fragte Thilo. „Ja, ja, ihr denkt wahrscheinlich, wir hinter den dicken Klostermauern bekommen gar nichts mit, was hier außerhalb passiert. Nein, so ist es nicht. Wir Mönche haben ein Gespür dafür, wo Menschen in Not sind. Gott macht uns auf alles aufmerksam. Und so hat er zu mir gesagt: Auf, fahre hinüber, da sind ein paar arme Seelen, die dich dringend brauchen. Da bin ich losgefahren und nun bin ich hier. Gerade rechtzeitig, wie ich sehe.“ Er kicherte wieder. „Und einen Esel habt ihr auch dabei. Da will ich mal sehen, wie das geht.“ Es erwies sich leichter als gedacht, meinen Onesimus ins Boot zu bekommen. Als würde er es immer so machen, tat der Esel einen Satz und stand auf dem schwankenden Kahn. Er freute sich, dass wir ihn für seinen Mut bewunderten und lobten. Als wir verstaubt waren, ruderte Pater Christopher los. Er piffte dabei vergnügt, der Schneewind schien ihn nicht zu stören, so als wäre eine derartige Unternehmung nichts besonders für ihn. „Sie hören ganz direkt Gottes Reden?“, fragte Thilo erstaunt. „Darüber können wir im Warmen reden“, antwortete der Mönch und kicherte wieder auf seine ganz spezielle Weise

### 3. Jahr: Winter

#### Im Kloster

Während wir den See überquerten schneite es unaufhörlich. Wir sahen bald nichts mehr vom Ufer, aber Pater Christopher hielt Kurs. Er kannte sein Ziel. Unvermittelt tauchte der Anlegesteg des Klosters vor uns auf. Eine schwarze hünenhafte Gestalt mit einem mächtigen Bart wurde sichtbar, die dort auf uns wartete und bereits den Steg vom Schnee befreit hatte. „Das ist Bruder Fintan“, stellte Pater Christopher vor. Ich starrte den Mönch an, der mit seinem gewaltigen Bart wie ein Zauberer wirkte und hatte das Gefühl, dass ich ihn bereits schon einmal gesehen hatte. Aber ich konnte mich nicht entsinnen. Er begrüßte uns freundlich und vertraut, auch er schien mich zu kennen. Mit geübten Griffen machte er das Boot fest und half uns beim Aussteigen. Nur Onesimus wollte den Kahn nicht verlassen. Wir zogen und schoben, aber der Esel wollte nicht. Es schien ihm im Boot sicherer zu sein als an Land. „Lasst mich machen“, bat Bruder Fintan. Er streichelte den Esel und flüsterte ihm ins Ohr: „Du bist ein sehr kluger Esel. Du schaffst das. So ein schönes Tier kennt keine Hindernisse. Außerdem bist du der mutigste Esel den ich kenne.“ Tatsächlich, ohne einen Mucks machte Onesimus einen kühnen Schritt und stand auf dem Steg. „Dachte ich mir doch“, kicherte Pater Christopher, „jeder Esel lässt sich mit Lob und Schmeicheleien bewegen.“ Bruder Fintan brachte Onesimus in den Stall und wir betraten mit Pater Christopher das Kloster durch eine niedrige Pforte. Wir folgten ihm durch lange Gänge, die kaum beleuchtet waren und über viele Treppen in den gemütlichen Gasträum. Dort flackerte ein wärmendes Feuer, an dem wir unsere nassen Kleider trocknen konnten und dort war der Tisch für uns gedeckt. Pater Christopher setzte sich zu uns: „Nun greift zu, nach eurem Abenteuer da draußen seid ihr nun zuhause.“ Er kicherte wieder. Er schien sehr zufrieden zu sein mit sich und der Welt. Als wir uns gestärkt hatten, zeigte er uns unsere Zellen, kleine, aber gemütliche Räume am Ende eines langen Ganges. Er legte uns Kerzen und Streichhölzer bereit und erklärte wo die Waschräume und der Abtritt waren. Als er gegangen war und ich allein in der Klosterzelle stand, umging mich eine wohltuende Stille, ich fühlte mich sehr geborgen und sicher hinter diesen uralten und dicken Mauern. Ich schlief tief und fest und erwachte nur einmal in der Nacht, als die helle Glocke bimmelte, die die Mönche zum nächtlichen Gebet rief.

Am Morgen weckte mich das Klopfen an der Tür. Es war Bruder Fintan, der mir freundlich einen guten Morgen wünschte und uns dann zum Frühstück einlud. Als wir im Refektorium, dem Speisesaal der Mönche, ankamen waren wir die Einzigen, die dort ein Frühstück bekamen. „Wir Mönche stehen früh auf. Wir haben schon gefrühstückt und sind bereits seit einiger Zeit bei unserer Arbeit“, erklärte der Bruder.

„Ich möchte gern wissen, was Ihr hier den ganzen Tag macht.“ Thilo interessierte sich für das Leben im Kloster. „Alle drei Stunden kommen wir zum Gebet zusammen. Die Glocke ruft uns in die Kirche. Dazwischen hat jeder seine eigene Aufgabe. Du wirst es schon noch sehen. Aber unsere Hauptaufgabe ist, dass wir warten.“ „Worauf wartet ihr“, fragte Thilo. „Wir warten darauf, dass Gott kommt. Unser Kloster ist der Himmel auf Erden. Aber wenn Gott kommt wird es erst richtig zum Paradies.“ In diesem Augenblick betrat Pater Christopher den Raum. Er hatte den letzten Satz von Bruder Fintan gehört, denn er griff ihn auf: „Wir sind hier noch nicht im Himmel, aber kurz davor. Wir haben uns an der Tür zum Himmel niedergelassen, deshalb heißen wir auch Kloster Himmelsthür. Immer wieder geht die Tür einen kleinen Spalt weit auf und wir erhaschen einen Blick in die Herrlichkeit Gottes. Manchmal trifft uns auch ein Strahl aus der Ewigkeit oder uns wird ein Brocken von dort zugeworfen. Wir leben von dem, was wir von der anderen Seite bekommen. Und wir warten darauf, dass die Tür ganz aufgeht und Gott in diese Welt tritt, um für immer hier zu bleiben, denn es

ist seine Welt. Diesen Augenblick wollen wir nicht verpassen.“

„Dann seid ihr ja ganz nahe bei Gott“, erkannte Thilo erstaunt. „Ja, das kann man so sagen“, antwortete Pater Christopher und auch Bruder Fintan nickte heftig. „Und in der letzten Zeit, öffnet sich die Tür immer öfter und immer weiter. Wir bekommen größere Einblicke und dann hören wir auch die Stimme Gottes. Wir haben den Eindruck, dass er bereits sehr nahe ist und bald durch diese Türe tritt.“

Jörg war skeptisch: „Ist das wahr?“ Er war verwirrt, weil dieser Mönch immer so fröhlich kicherte, ob er sich einen Spaß mit uns erlaubte? „Kommt ich zeige euch, wo die Tür ist.“ Er forderte uns zum Mitkommen auf und gleichzeitig hörten wir, wie die Glocke zum Gebet rief.

Wir traten in die große Kirche, deren Inneres in einem ewigen Dämmerdunkel lag, das nur von Kerzen und ein paar farbigen kleinen Fenstern erhellt wurde. Im Chorraum versammelten sich die Mönche. Schweigend zogen sie ein, in ihre Kutten gehüllt. Sei verneigten sich und begannen mit ihrem Gesang.

„Hier ist die Tür“, flüsterte Pater Christopher, „hier in der Kirche. Immer wenn wir hier zum Gebet zusammenkommen, sind wir an der Tür zu Gottes Herrlichkeit.“ Er reihte sich in die Schar seiner Mitbrüder ein und wir hörten dem Gesang zu, der sich auf vielfältige Weise in dem Kirchenraum ausbreitet und ihn wie mit tausend Stimmen erfüllte.

Nach dem Gebet führte uns Pater Christopher in einen Raum, in dem viele Stühle standen und in dem es geheizt war. Auch Bruder Fintan setzte sich zu uns. „Das ist das Parlatorium. Wir Mönche reden normalerweise nicht miteinander sondern nur mit Gott. Wir schweigen. Nur ab und zu gibt es eine Zeit zum Reden hier in diesem Raum. Dann tauschen wir uns über unser Erfahrungen, Eindrücke und Gedanken aus.“ Jörg war es anzusehen, dass er sich ein schweigendes Leben nicht vorstellen konnte. Aber Thilo war fasziniert. „Warum schweigt ihr?“, fragte er.

„Wenn alles still ist, fallen die kleinsten Geräusche auf, so entgeht uns nichts. Die kleinsten Anzeichen einer Veränderung merken wir sofort. Wir hören auf die feinen Töne der Stimme Gottes. Manchmal redet er ganz leise. Deshalb ist es gut, wenn wir selbst ganz still sind. Wir sind dann aufmerksam und können hören.“ „Ist es leicht, die Stimme Gottes zu hören? Ich will das auch können“, Thilo war ganz ergriffen. „Wir müssen es lernen. Das braucht Zeit. Wir üben es, zu lauschen, ganz still zu werden, auch innerlich zur Ruhe zu kommen. Wenn uns das gelingt und wir dann im Einklang mit unseren Mitbrüdern sind, dann hören wir gemeinsam die Stimme Gottes. Das ist nichts, was einer allein könnte. Wir benötigen die Gemeinschaft. Deshalb üben wir den Gleichklang, indem wir uns sieben Mal am Tag zum Gebet treffen und uns eins machen im Hören. Wir fügen unsere Stimmen zusammen, nicht einer singt allein, wir singen alle, aber es wird ein Klang. Und dann hören wir in umgekehrter Weise die vielfältige Stimme Gottes, jeder auf seine Weise, aber dann verstehen wir ihn gemeinsam.“ „Wie kann das sein?“ Thilo konnte es nicht fassen.

„Wenn sich Himmel und Erde annähern und zuletzt berühren, passieren die seltsamsten und wunderbarsten Dinge“, kicherte Pater Christopher fröhlich. „Seit vielen Generationen sind wir hier an der Himmelstür und warten. Wir haben es gelernt zu warten, von einer Generation zur anderen. Ein einzelnes Leben spielt keine Rolle. Wir sind eins durch viele Generationen hindurch. Und deshalb kennen wir uns aus, sind uns dieser Ort und das Reden Gottes vertraut. Bei uns ist immer alles gleich, schon seit Ewigkeiten, deshalb merken wir es sofort, wenn sich etwas verändert. Wir hören den Klang unserer Stimmen und spüren unseren Gleichklang. Aber dann hören, wir, dass noch jemand anderes mitsingt. Die Kirche ist nicht leer. Da ist noch jemand, da ist Gott. Und in der letzten Zeit wurde der Klang unserer Stimmen immer voller, immer schöner, immer vielfältiger, immer herrlicher.“ „Er macht eine Pause und sah Thilo an: „Na, was denkst du dir, an was liegt das. An uns?“ Thilo



schüttelte unsicher den Kopf. „Na siehst du. Wir glauben, dass Gott zu uns kommt und mitsingt. Das ist doch großartig.“ Thilo nickte. „Hier im Kloster gibt es kaum Außenreize, wir können uns auf uns konzentrieren. Und wir können uns deshalb auch ganz und gar, ohne jegliche Ablenkung auf Gott ausrichten. Und da stellen wir fest, wie nahe Gott ist. Er kommt uns nur so fern vor, weil es so vieles Andere zwischen uns und ihm gibt.“ Dann wandte sich Pater Christopher an mich, als wüsste er genau, was mich interessierte: „Die Katastrophe, die in dieser Welt geschah, berührte uns so gut wie nicht. Wir haben schon immer sehr einfach gelebt und auf alles Überflüssige verzichtet. Das Kloster wurde gebaut, als es noch keinen Strom gab. Deshalb bedeutet für uns die neue Zeit keine Veränderung. Im Gegenteil, es war auf einmal so, wie es immer schon war. Die Zeit stand hier schon immer still, nun haben wir sie eingeholt. Das Neue ist das Alte. Wir kehren zurück zum Anfang. Wir waren schon immer die Schwachen und Machtlosen in dieser Welt, die nie so richtig zu ihr gehörten. Wir standen seit alten Zeiten mit einem Fuß im Himmel. Nun ist alles, was früher exotisch und absonderlich war, Wirklichkeit und ganz natürliche Realität.“ Sein Kichern schien gar nicht mehr aufhören zu wollen. „Gott kehrt zurück in sein Eigentum. Wo er bisher nur im Verborgenen war, wird seine Gegenwart nun offensichtlich. Er war schon immer bei uns. Aber nun wollen wir ihn ganz offiziell empfangen. Hier war schon immer ein Ort des Jubels, aber nun wird der Jubel durchdringender. Hier strahlte schon immer ein Licht in der Dunkelheit, aber nun wird es heller. Der helle Klang und das strahlende Licht dringen hinaus in die Welt. Die Verborgenheit unseres Klosters, die von uns so streng beachtete Klausur, wird durchbrochen. Hier ist die Welt, denn die Welt kommt herein zu uns und Gott geht hinaus in die Welt. Und wo Gott hinkommt strahlt das Licht auf, das echte Licht, das ewige Licht. Und dort wo Gott erscheint, bricht die Liebe durch, ist die Liebe die Energie des Lebens, braucht es keine andere Energie mehr. Gott kann nicht anders, als das Dunkel zu erhellen und die Lieblosigkeit zu durchdringen. Das ist die Veränderung, die jetzt geschieht.“ Pater Christopher machte den Eindruck, als wäre er nicht recht bei Sinnen, als er das sagte, als befände er sich in einer anderen Welt.

### Die Agenten Gottes

„Wie geschieht diese Veränderung“, wollte ich wissen, um zur Realität dieses irdischen Lebens zurückzufinden. Pater Christopher stutzte und besann sich. „Wir sind das Gesicht Gottes in dieser Welt.“ Ich schaute ihn verständnislos an. Hatte er sich versprochen und meinte er eigentlich „Gericht“? „Wie meine Sie das? Sie leben doch hier hinter dicken Klostermauern?“

„Ja, aber Gott schickt uns regelmäßig hinaus. Das ist das Wunderbare“, er schaute mich durchdringend an, „Gottes Stimme, die wir hier an der Himmelstür hören, gibt uns ganz konkrete Aufgaben. Wir hören auf Gott und wir sind gehorsam und tun das, was er uns anweist. Und das ist meistens genau das Richtige.“ Er kicherte, als würde er mir eine seltsame Geschichte erzählen, die kaum zu glauben wäre.

„Wie sieht das aus?“, wollte ich wissen. „Das ist ganz unspektakulär und normal. Gott sagt zu uns: Geht los. Ich habe einen Auftrag für euch. Wir gehen also los und begreifen so nach und nach, wie der Auftrag aussieht. Den führen wir aus.“ Ich war sprachlos und konnte mir das alles überhaupt nicht vorstellen. Pater Christopher nahm mich am Arm: „Das ist gar nicht so schwierig, wie du denkst. Erinnerst du dich an den Winter, indem du fast umgekommen wärst? Du irrtest im Fieberwahn durch einen tief verschneiten Ort. Dann fandest du dich in einem Haus wieder, der Ofen war geheizt, Essen stand zubereitet auf dem Tisch. Na, was denkst du, hat das alles getan?“ Ich ahnte, was er sagen wollte. Sollte eines der Rätsel meines Lebens gelöst werden? Ich hatte mir immer wieder überlegt,

wie ich wohl diesen Winter überstanden hatte. „Wir waren das. Eines Nachts hörten wir den Befehl Gottes, der uns eilig losschickte. Das war nicht so einfach, weil das ganze Land tief verschneit war. Aber Bruder Fintan wusste, dass im Keller noch einige Skier lagen. Er holte sie.“ Bruder Fintan, der die ganze Zeit nur zugehört und geschwiegen hatte, schaltete sich nun ein: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Der Wille spielte für uns Mönche schon immer eine große Rolle. Wir stärkten zu allen Zeiten unseren Willen und deshalb konnten wir tun, was wir uns vornahmen.“ Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, schlagartig wusste ich, woher ich Bruder Fintan kannte.

„Eine kleine Gruppe von uns fuhr also mit den Skiern los...“ „Woher wusstet ihr, wohin ihr fahren musstet“, unterbrach ihn Thilo atemlos. „Wenn einer das Gefühl hat, dass dies die richtige Richtung ist und die anderen dem zustimmen, dann ist sie richtig. Was wir gemeinsam spüren, weist uns den Weg“, erklärte Bruder Fintan. Und dann erzählte der bärtige Bruder weiter: „Wir kamen dann irgendwann in ein kleines, verlassenes Dorf, mit niedrigen Katen. Dort stand vor einem kleinen Häuschen ein Esel vor der Tür, der schrie erbärmlich um Hilfe. Drinnen fanden wir einen Menschen bewusstlos und fiebernd. Wir legten ihn in ein Bett, heizten kräftig ein und suchten nach Lebensmitteln.“ „Euch habe ich also mein Überleben zu verdanken.“ Ich war überwältigt von dieser Hilfsbereitschaft. Bruder Fintan winkte ab: „Du hast es Gott zu verdanken. Wir haben nur seine Anweisungen ausgeführt. Wir blieben bei dir, bis du wieder gesund warst. Wir pflegten und versorgten dich. Und als es dir wieder besser ging und du so laut und fröhlich gesungen hast, haben wir dich wieder allein gelassen.“ Ich wurde rot, hatte ich damals also doch Zuhörer gehabt.

„Warum habe ich euch nicht gesehen?“, fragte ich erstaunt. „Das gilt für alle unsere Einsätze“, erwiderte nun wieder Pater Christopher, „wir haben die Gabe der Unscheinbarkeit. Wir tun das, was wir tun unauffällig, ohne großes Aufhebens. Wir tun es ganz selbstverständlich. Jeder denkt, dass es so sein muss. Wir möchten unerkannt und im Verborgenen bleiben.“ Ich schüttelte verwundert den Kopf. „Macht ihr solche Einsätze oft?“

„Ja, in der letzten Zeit, sind wir viel unterwegs. Manchmal machen wir Feuer in einem leeren Haus und bereiten es für fremde Besucher vor. Manchmal sorgen wir für warme Mahlzeiten und ein brennendes Feuer, damit die Menschen, die kommen, alles bereit finden. Wir kümmern uns um verlassene Tiere, wie zum Beispiel um deinen Esel...“ jetzt verstand ich, warum Bruder Fintan so vertraut mit Onesimus umgehen konnte, das Tier hatte ihn erkannt... „und wir helfen in akuten Notfällen.“ Bruder Fintan ergänzte: „Neulich mussten wir zum Beispiel einem Mädchen beistehen, das von einem jungen Wolf angefallen worden war.“ Er machte eine Pause und sah mich an. „Es waren nicht so sehr die Bisswunden, sondern viel mehr die verletzte Seele dieses Mädchens, um das wir uns kümmern mussten, denn sie hatte den Wolf als junges Tier gefunden und aufgezogen.“ „Das war Jenny“, sagte ich leise. Bruder Fintan nickte. „Ein anderes Mal kamen wir gerade rechtzeitig, um einem alten Mann im Sterben zu begleiten. Wir konnten ihm Hoffnung machen und ihm helfen, das Leben loszulassen. Er konnte im Frieden gehen.“

„Da seid ihr aber viel unterwegs“, stellte Jörg fest, „das sind doch weite Entfernungen.“

„Nein, wir sind überall sehr schnell. Das kommt uns manchmal auch wie ein Wunder vor. Aber das Kloster liegt sehr nah. Unser Ort ist zentral und von hier aus ist es überall hin nicht weit, wir können weite Bereiche sofort erreichen. In anderen Gegenden gibt es dann andere Klöster, die von Gott den gleichen Auftrag erhalten haben.“

„Dann seid ihr die guten Geister Gottes in dieser letzten Zeit, um den Menschen zu helfen, durchzuhalten?“, fragte ich und ich dachte dabei an die Hilfe, die ich erfahren hatte. „Gute Geister würde ich nicht sagen, das klingt nicht richtig. Wir sind nicht gut, wir sind nur gehorsam. Wir sind hier im Kloster, um uns selbst loszuwerden. Je mehr ich nun meine eigene Bedürftigkeit erkenne, desto

wichtiger und größer werden mir die anderen in ihrer Bedürftigkeit. Aber desto mehr zitterte ich vor jedem Einsatz, zu dem Gott mich schickt. Ich sehe immer mehr, was nötig ist, wie verletzlich das Leben und wie komplex der Mensch ist. Er ist, auf sich allein angewiesen, verletzlich und hilflos. Und ich bin es genauso. Wir bedürfen alle der Hilfe Gottes. Uns helfen keine schnellen Ratschläge, keine frommen Sprüche und keine findigen Lösungen. Uns kann nur noch Gott beistehen. Das erkenne ich immer mehr.“ Pater Christopher kicherte wieder.

„Sind Sie deshalb immer so lustig?“, fragte Thilo. Er meinte es nicht frech, seine Stimme klang eher ehrfürchtig. Pater Christopher nahm seinen Frage ernst und nickte: „Weil ich mich so schwach und hilflos fühle, kann ich genausogut locker und vergnügt sein. Ich kann sowieso nichts tun. Ich kann nur Gott tun lassen, was er tun möchte und ihm dabei zusehen.“ Und Bruder Fintan ergänzte: „Wir erfahren Gott in uns. Wir erfahren Gott in der Gemeinschaft. Und wir erfahren Gott im Tun des Unmöglichen. Auf einmal wird das möglich, was wir nie für möglich hielten. Wir staunen selbst, was Gott durch uns tut. Das erfüllt uns mit Ehrfrucht vor seinen Möglichkeiten.“

„Gibt es Menschen, denen nicht zu helfen ist“, wollte Jörg wissen. „Nein“, antwortete Pater Christopher, „denn Gott schickt uns und er hilft.“

In diesem Moment hörten wir wieder die Glocke, die vom Turm zum Gebet rief. „Das Mittagsgebet“, erklärte Pater Christopher. Er wirkte in der Mitte dieses Tages rundum zufrieden und glücklich. Er strahlte eine tiefe Dankbarkeit aus und es klang wie ein Lobgesang, als er sich erhob und zusammenfassend sagte: „Wir sind frei für Gott. Wir unterliegen keinen Zwängen und Bedingungen. Niemand bestimmt uns. Hier ist alles, wie es schon immer war: Es geht um Gott. Und nun wird der Vorhang weggezogen und wir schauen das, was wir geglaubt haben.“ Er freute sich wie ein Kind. Dann machten wir uns auf den Weg durch die langen Gänge des Klosters in die Kirche zur Himmelstür, um dort Gott noch näher zu sein.

Wir verbrachten viele Wochen an diesem Ort, genossen die Gastfreundschaft der Mönche und hörten selbst, wie die Stille sprach und wie Gott zu Wort kam. Wir spürten seine Nähe. Und von Tag zu Tag fühlten wir uns mehr aufgebaut und erfrischt. Wir hatten den Eindruck, dass wir jünger wurden und tatsächlich einer neuen Zeit entgegengingen. Wir spürten, dass das Ende ein neuer Anfang wurde, wie sich die Welt mit all ihren Facetten immer mehr zurückverwandelte in ihren ursprünglichen, von Gott gedachten Zustand. Die Wochen dieses Winters waren Tage der Konzentration und doch gleichzeitig Tage, die erfüllt waren von einer großen Leichtigkeit. Wir fanden zu uns und wurden in unserem Innersten verändert. Auch wir wurden leichter, freundlicher, fröhlicher. Das Schwere fiel mehr und mehr von uns ab und wir fühlten, wie die gleiche Freude, die Pater Christopher erfasst hatte, auch uns ergriff. Wir lachten viel, machten Scherze, um gleich darauf wieder in großem Ernst vor Gott zu stehen. Es war alles eins. Wir wurden immer mehr ganz. Die vielen Teile unserer Existenz fanden zusammen und immer tiefer verstanden wir, wie alles zusammenpasste. Aus den Trümmern unseres Lebens wurde tatsächlich etwas gänzlich Anderes, die Zeit lief rückwärts, aus dem Alten wurde Neues, das Verlorene wurde gefunden, die Fragen wurden beantwortet, die Rätsel fanden ihre Lösungen. Wir begannen zu verstehen, immer mehr: von uns, von Gott, von dieser Welt. Und langsam verstanden wir auch, wie es sein kann, dass in der Gemeinschaft der Gemeinde, der Einzelne mit seiner eigenen Individualität aufgeht, ohne sich selbst zu verlieren. Wir aßen das Brot der Gemeinschaft und schmeckten die Körner, die ihre Substanz aufgegeben hatten, um zu einem Leib zusammengebacken zu werden. Wir brachen das Brot und erkannten, dass es Jesus war, der sich von uns brechen ließ, damit er verteilt werden konnte und wir alle von ihm so viel bekamen, dass wir satt wurden. Wir tranken den Wein des Leidens und es war ein Trank der Freude. Wir vergossen Tränen und lachten uns tot. Wir genossen das Leben und

starben. Und im Sterben wurde uns klar, dass wir neu geboren wurden. Der Schmerz des Todes wurde zur Freude der Geburt, des neuen Lebens. Im Schmerz waren wir Gott ganz nahe und hatten Anteil an seinem Leiden. Aber gleichzeitig war es die herrlichste Freude der Gemeinschaft mit Gott. Je tiefer wir unten waren, desto höher reichten wir hinauf. Je näher wir uns selbst waren, desto mehr war es uns möglich, uns zu verlieren, hinauszugehen und uns zu engagieren. So tief und so intensiv hatte ich mein Leben bisher noch nie erfahren. „Und das ist erst der Anfang“, machte uns Pater Christopher immer wieder klar, „das ist noch gar nichts im Vergleich zu dem, was noch kommen wird.“

An manchen Abenden saß ich mit dem Mönch zusammen und wir redeten über diese und die kommende Zeit.

„Die christlichen Gemeinden haben die Aufgabe, eine Zufluchtsstätte für die Menschen zu sein. Sie werden zu einem Anziehungspunkt für viele, die dort Heimat finden. Gleichzeitig finden sie auch zu Jesus“, erklärte er mir einmal und er fügt hinzu: „Wir haben die Aufgabe, Agenten Gottes zu sein, die für seine Ordnungen sorgen – vielleicht manchmal auch Geheimagenten. Die Ordnung Gottes vollzieht sich in Liebe. Es ist nicht das Gesetz, das für Recht und Ordnung sorgt. Wir haben oft erfahren, wie früher die Ungerechtigkeit trotz des Gesetzes triumphierte. Nein, es ist die Liebe Gottes, die Gerechtigkeit schafft, eine ganz andere, tiefere Gerechtigkeit. Denn sie bringt wieder in Ordnung, sie heilt, baut auf und fügt zusammen, was zerbrochen ist. Sie stärker als alles andere und sie zwingt die Menschen nicht, sondern befähigt sie zum Guten. Wir sind Agenten der Liebe Gottes.“ Er kicherte auf seine so sympathische und fröhliche Art und die Liebe Gottes strahlte aus seinen Augen.

Ein anderes Mal sagte Pater Christopher sehr ernst zu mir: „Die letzten Bollwerke des Glaubens müssen fallen. Die verfolgten Christen sollen aus ihren Höhlen und Verstecken kommen, um öffentlich Zeugnis abzulegen für ihren Glauben. Sie haben überwunden! Sie haben gesiegt! Die Welt muss es sehen.“ Pater Christopher wollte, dass die Zeichen der Herrschaft Gottes für alle sichtbar aufgerichtet würden.

Aber gleichzeitig konnte er auch sagen: „Die Welt kann nicht sterben, sie liegt in Agonie, aber sie findet den Tod nicht.“ Ich schaute ihn erstaunt an, dachte ich doch, dass die Welt ihrem Ende entgegenging und der Neuanfang bereits begonnen hatte. „Diese Welt kann nicht sterben, wegen der Jungen, die noch keine Chance hatten.“ Ich ahnte, was er sagen wollte: Jeder musste eine Chance bekommen, sich zu bewähren und in eigener Verantwortung dafür entscheiden, für was sein Leben bestimmt sein sollte.

Pater Christopher bestätigte: „Die Welt darf nicht untergehen, bis die letzte Generation bereit ist. Die Zeit, die uns jetzt noch geschenkt wird, ist eine ganz besondere Gnadenzeit, eine Zeit des Verharrens, ein kurzes Innehalten vor dem Ende.“ Und er erklärte die Bedeutung dieser Zeit so: „Alles muss den Menschen aus der Hand genommen werden, damit ihre Hoffnung allein bei Gott ist. Wenn sie nicht freiwillig loslassen, muss ihnen genommen werden, was sie festhalten. Sie müssen innere Stärke entwickeln, sie dürfen nicht mehr abhängig sein von äußeren, wackeligen Stützen.“

Ich konnte mir das alles nur schweigend anhören. Manches verstand ich nicht, aber ich spürte wie richtig es war, was Pater Christopher sagte. Immer wieder beschäftigte er sich mit der letzten Generation: „Es gibt keine Generationenfolge mehr, keine Nachkommen“, erklärte er mir einmal. „Jede Generation steht für sich, keine Generation lebt vom Erbe der anderen. Jede lebt von dem, was sie sich selbst erschaffen hat – im Guten und im Schlechten. Die Erbschuld ist durchbrochen. Es gibt eine Chance für jeden, seinen eigenen Weg zu gehen, unabhängig vom Weg seiner Vorfahren.“

Niemand ist mehr den Zwängen seiner Vorfahren ausgeliefert. Jeder lebt sein eigenes Leben in Freiheit und eigener Verantwortung vor Gott. Am Ende steht jeder für sich.“ Das war mir alles zu groß und zu unfassbar. Ich konnte mir das nicht vorstellen. Waren wir nicht das Produkt der Menschen, die vor uns gelebt hatten? Aber waren wir dadurch nicht auch festgelegt und gefangen? Mussten wir nicht die Sünden unserer Eltern und Großeltern büßen und unsere Kinder das, was wir getan hatten?

Pater Christopher war der Meinung: „Die neue Generation, die Generation am Ende der Zeit ist die Generation der Überwinder, es ist die Generation des Neuanfangs. Es sind arme, aber frei Menschen. Sie haben sich gelöst vom Konsum und Erfolgsstreben. Sie haben sich mit ihren eigenen Ansprüchen überwunden, sie haben die Ansprüche ihrer Vorfahren überwunden, sie sind frei. Sie sind dankbar und zufrieden mit dem, was sie haben, es genügt ihnen. Es ist die Generation derer, die nichts mehr haben, es wurde ihnen alles genommen, aber die doch alles haben. Sie besinnen sich auf das Wesentliche, auf die Werte und Inhalte des Lebens. Das echte Leben zählt für sie mehr als Geld und Gut. Sie finden zu sich und werden wirkliche, lebendige Menschen. Es ist eine neue Generation: stark, selbstbewusst, bereit zu kämpfen und loszulassen, für Gott zu kämpfen mit den Waffen der Liebe. Sie gehen Gott entgegen und sind bereit, ihn zu empfangen. So neigt sich der Bogen und das Ende wird ein neuer Anfang. Es ist die letzte Generation, die Generation des Neuanfangs.“

Und zu mir sagte er einmal, kurz vor dem Ende meiner Zeit im Kloster: „Lege die Angst ab, schuldig werden zu können. Habe den Mut, deinen Weg zu gehen.“ Und als ich ihn dann eher verzagt als mutig fragte: „Wohin soll ich denn gehen?“, sah er mich herausfordernd an: „Hast du es nicht gelernt? Hast du es hier im Kloster nicht begriffen?“ Seine Frage traf mich tief. Was hätte ich begreifen sollen? Als ich keine Antwort wusste, packte er mich am Arm und schüttelte mich: „Du sollst einfach losgehen. Wage den Schritt ins Ungewisse. Auf dem Weg wirst du erkennen, wohin du gehen sollst. Das weißt du nicht im Voraus. Auf den ersten Schritt kommt es an. Das ist deine Sache, das ist deine Entscheidung, alles andere macht Gott. Er wird dich führen und dir zeigen, wohin du gehen sollst. Du wirst seine Stimme hören und seine Leitung erfahren – wenn du dich ihm überlässt.“ Der Stachel saß. Ich spürte, dass ich losgehen sollte. Aber es brauchte noch einige Wochen, bis ich endlich den Mut fand und das Kloster verließ, um mich wieder hinaus zu begeben in das weite Land Gottes. Um das zu tun, was ich tun sollte.

## 4. Jahr: Frühjahr

### Angekommen

Der Winter im Kloster verging wie im Flug. Weihnachten wurde nicht besonders gefeiert. Nur die Lesungen im Gottesdienst, die Gesängen und Antiphonen gaben Hinweise auf das Christfest. Es gab kein besonderes Feier, keine Geschenke, keine weihnachtlichen Stimmung. „Bei uns ist jeden Tag Weihnachten“, erklärte mir Pater Christopher lapidar, als ich ihn danach fragte. Damit war dieses Thema erledigt. Es gab wichtigere Termine.

Jörg verließ uns lange vor meinem eigenen Aufbruch, gleich nachdem der erste Frühlingswind den Schnee zum Schmelzen gebracht hatte. Er wollte wieder zurück nach Anderfurt, um dort „neue Impulse einzubringen“, wie er sagte. Er hatte den Unterschied erkannt zwischen der Unmittelbarkeit Gottes und einem Leben, das mehr einer Anschauung diene und deswegen in Formen, Strukturen und dogmatischen Aussagen gezwängt war. Er wollte den Menschen in Anderfurt die gute Botschaft bringen: „Es kommt einer, der alle Lasten auf sich nimmt, einer, der zum Leiden die Sanftmut schenkt, damit es erträglicher wird.“

Von Jörg habe ich ein paar Wochen später, ich war noch in Himmelsthür, durch einen Kurier erfahren: Er sei gut nach Anderfurt gekommen. Der Fluss hätte allerdings im Frühjahr durch die Schneeschmelze starkes Hochwasser gehabt. Jörg hätte dann so lange gerufen, bis die Leute von Anderfurt auf ihn aufmerksam wurden. Es hätte viel Aufregung im Ort gegeben, weil die Menschen dachten, Jesus wäre gekommen und stünde nun am anderen Ufer, so wie es vorausgesagt worden war. Sie konnten Jörg nicht erkennen. Die Menschen seien aus ihrer resignierten Lethargie erwacht und wären ganz aufgedreht gewesen, weil sie endlich Jesus hätten begrüßen können. Die Ältesten hätten das einzige Boot des Ortes, es gehörte einem Fischer, in die Fluten geschoben und wären unter großen Schwierigkeiten und Mühen trotz der reißenden Strömung ans andere Ufer gelangt, was sie fast das Leben gekostet hätte. Sei wären zwar sehr enttäuscht gewesen, dass es nicht Jesus war, den sie ins Boot holen und übersetzen konnten, aber der Erfolg, dass ihnen eine Flussüberquerung gelungen war, hatte sie sehr aufgebaut, mit neuem Selbstbewusstsein erfüllt und ihre Position als Älteste enorm gestärkt. Jörg hätte viel vom Kloster Himmelsthür erzählt und von seinen Erlebnissen mit der Nähe Gottes berichtet. Die Menschen in Anderfurt glaubten, dass er wirklich Jesus begegnet war. Das erweckte eine große Hoffnung und Zuversicht, ihm auch zu begegnen. Der Kurier berichtete davon, dass die Menschen sich verändern würden, sie würden offener und bereiter für das Neue. Die schwere Atmosphäre in Anderfurt würde sich spürbar verändern und alle wären mutiger, hinauszugehen, um weitere Bereiche kennenzulernen. Sie würden es lernen, die Furt zu überqueren. Sie wollten einfach Jesus entgegengehen und sie seien aufmerksam und wachsam, wo sie ihn finden konnten. Dadurch ergäben sich viele Begegnungen und die Menschen fühlten sich immer wieder herausgefordert von ihrem Glauben und ihrer Hoffnung zu berichten. Und je mehr sie das täten, desto größer würde ihr Mut und ihre Hoffnung. Ihr Glaube nähme nicht ab, berichtet der Kurier, sondern zu. Sie verstünden sich immer mehr als einen Ort der Liebe und Freundlichkeit Gottes, ein Ort an dem Gott wohne und in den Jesus sicher gern einkehren würde, wenn er hier vorbeikäme. Auf diesen Moment würden sich die Bewohner von Anderfurt vorbereiten, sie wollten gute Gastgeber sein. Und das wären sie auch für die Menschen die hier vorbeikämen, die immer lieber hier vorbeischaute und die Gastfreundlichkeit der Menschen in Anderfurt genossen. So wie es der Kurier aus eigener Erfahrung bestätigen könnte.

Thilo dagegen entschloss sich, im Kloster zu bleiben. Er hatte hier den Ort gefunden, der seiner Bestimmung entsprach. Er wollte sich einreihen in die Schar derer, die an der Tür zum Himmelreich die Ankunft Jesu erwarteten.

Als ich endlich den Mut fand aufzubrechen, fiel mir das Weggehen schwer. Es kam mir vor, als hätte ich Jahre hier an diesem Ort verbracht und als wäre er mir zu einem inneren Zufluchtsort geworden. Aber ich wusste, dass ich noch nicht am Ziel war. Vor mir lag noch ein weiter Weg. Ich durfte nicht um meiner eigenen Bequemlichkeit willen, der Aufgabe untreu werden, die mir gestellt war. Und dass ich einen Auftrag hatte, war mir in den Wochen im Kloster Himmelsthür sehr deutlich geworden: Kein Mensch lebt nur für sich. Die Aufgabe eines Lebens liegt nicht darin, nur sich um sich selbst zu kümmern und sein eigenes Vorankommen zu befördern. Jeder hat einen Auftrag, den auszufüllen, seinem Leben Sinn gibt. Es gibt einen Auftrag, der für Gott ausgeführt werden soll, für sein Reich und für seine Herrlichkeit. Und wer könnte in diesen Tagen des Endes, wenn die Zeit immer knapper wird, sich verweigernd in die eigene Besinnlichkeit zurückziehen? Nein, gerade jetzt kam es darauf an, dass jeder seinen Beitrag gab, damit diese Welt ein gutes Ende findet. So war mein Entschluss zum Aufbruch eher ein Gehorsamsschritt als ein Ruf meines Herzens. Das Herz war schwer, als ich Onesimus aus dem Stall holte und ihm mein Bündel auflud.

Pater Christopher musste gespürt haben, wie es mir ging. Er kam an die Pforte, um mir den Reisesegen zu erteilen. Es war ihm wichtig, dass ich unter dem Segen Gottes ging und dass mir bewusst war, dass Gottes Angesicht gnädig über mir leuchtete. Wieder ging ich als ein Gesegneter. Zum Abschied gab er mir einen wichtigen Rat mit auf den Weg: „Gehe los und lasse dich ein. Du musst nicht denken, dass du irgendetwas von hier mitnehmen müsstest. Lass los, damit du offen bist für alles, was dir begegnet. Du gehst nicht fort, sondern du gehst weiter. Du lässt nicht Gott hinter dir, sondern gehst ihm entgegen. Du wirst ihm begegnen. Mach kein eigenes dogmatisches System aus deinen Gedanken. Sei frei von dir selbst und deinen Erfahrungen, sie hindern dich, das zuzulassen, was geschehen soll. Denn in dem, was dir begegnet, begegnet dir Gott. Sei offen für das, was kommt, es ist richtig, denn es ist dein Weg. Lass geschehen, was sich ergibt, es ist Gottes Sache mit dir. Lass dich von ihm leiten, indem du seine kleinen Wegzeichen entdeckst und annimmst, als die Zeichen seiner Liebe zu dir. Tu im Gehorsam das, was Gott dir aufträgt. Dann wird es richtig. Du musst nicht das Besondere tun, sondern, das, was Gott von dir möchte. Das genügt. Sei offen für sein Reden. Er wird dich nicht verlassen und wird dir stets ein guter Begleiter sein.“

Mit Tränen in den Augen verabschiedete ich mich von Pater Christopher. Ich wollte alles gern beherzigen, was er mir aufgetragen hatte. Trotzdem sagte ich: „Ich habe hier eine offene Quelle gefunden. Ich wurde erfrischt. Ich bin neu geworden. Ich spüre das Leben neu.“

Pater Christopher kicherte: „Ja, die Quelle ist offen. Aber das ist sie nicht nur hier. Frisches Wasser sprudelt überall dort, wo du hinkommst. Du musst nicht Sorge haben, dass die Quelle versiegt. Ständig kommt frisches Wasser nach. Und du wirst sehen: Es wird immer mehr werden. Zuletzt ist das Wasser des Lebens ein großer Strom.“

Das waren seine letzten Worte. Onesimus, meinem treuen Esel, war das Warten zu lange geworden und er hatte ich sich in Bewegung gesetzt und ich folgte ihm. Ich war wieder auf dem Weg.

## **Ich bin am Ziel**

*Nun bin ich an das Ende meines Berichtes gekommen. Ich habe alles gesagt, was mir eingefallen ist. Ich habe versucht, so wahrheitsgemäß wie möglich zu berichten, was ich erlebt habe.*

*Pater Christopher hatte Recht: Ich habe meinen Weg gefunden. Es war überhaupt nicht schwierig.*

*Immer wieder erhielt ich die deutlichen Anzeichen der Leitung Gottes. Ich traf Menschen, die mir den Weg wiesen, ich geriet an Hindernisse und in Sackgassen, bis ich wieder in der richtigen Spur war, ich erkannte und sah, wie es weiterging und hörte immer wieder Gottes Reden: sein Fragen, Rufen, seine Bemerkungen, seine Korrektur, seine Bestätigung. Er war mir ein treuer Begleiter.*

*Nun bin ich hier. Bis zuletzt war mir nicht klar, worin das Ziel meines Weges liegen würde. Nun, nachdem ich hier angekommen bin, verstehe ich alles. Jetzt erkenne ich die Bedeutung meines Weges und verstehe meinen Auftrag: Ich sollte sehen und hier berichten. Wenn ich das geahnt hätte, hätte ich mir mehr Mühe gemacht, alle Details zu notieren. Aber so konnte ich alles nur so erzählen, wie es mir in Erinnerung geblieben ist. Es ist mein Bericht, es ist meine Wahrnehmung. Ich bitte die verehrten Ratsmitglieder um Vergebung, wo ich mich geirrt habe und falsch berichtete. Oder wo ich aufgrund meiner eigenen Wertung beurteilend und vielleicht auch verurteilend geredet habe. Die Wahrheit ist mir wichtig, aber ich weiß, es ist meine Wahrheit. Manches ist mir vielleicht zu breit und ausführlich geraten, einiges habe ich zu oft wiederholt...*

*Die Glocke des Ratsvorsitzenden läutet und unterbricht mich. „Du musst dich nicht rechtfertigen, Bruder Johannes vom Weg. Du hast deinen Auftrag ausgeführt. Ob du deine Sache gut gemacht hast und ob alles so richtig war, liegt nicht in deinem Ermessen. Du darfst dich setzen.“*

*Ich verlasse das Podium und suche mir einen Platz am Rand der Ratsversammlung. Dann bin ich also am Ziel meines Weges angelangt? Dann habe ich meinen Auftrag erledigt? Ich begreife es noch nicht. Ich brauche noch Zeit, um zu verstehen. Aber groß steht die Frage vor mir: Und nun?*

*Der Ratsvorsitzende wendet sich an die Versammlung: „Wir wollten wissen: Wie sind die Menschen in den letzten Tagen der Menschheit? Wie verhält sich die letzte Generation? Wie ist ihr Glaube? Um ihretwillen wurde das Ende hinausgeschoben. Was denkt ihr?“*

*Ein Asket erhebt sich und sagt: „Die Menschen heute sind wie wir damals. Sie haben sich nicht verändert: Sie kämpfen wie wir. Sie leiden wie wir. Sie überwinden wie wir. Sie unterliegen wie wir. Jede Generation hat ihre eigenen Herausforderungen. Und es gibt in jeder Generation Menschen, die sich als stark erweisen und Menschen, die schwach sind.“*

*Ein Mann mit einer ausgeprägten Denkerstirn spricht in bedächtigem und überlegtem Tonfall: „Ich sehe, der Glaube ist nicht schwächer geworden. Das wurde oft behauptet, aber wie ich nun erkenne, zu Unrecht. Wenn der neuzeitliche Mensch überhaupt glaubt, ist sein Glaube bewusster, tapferer, manchmal möchte man geradezu sagen, heroischer als der früherer Zeiten. Erst das Gericht wird wohl offenbaren, wie oft und wie rein das Wort des Glaubens als dem Sieg, der die Welt überwindet, in der Neuzeit verwirklicht worden ist.“*

*Ein anderer steht auf und meint: „Es kommt nicht auf den Menschen an, sondern auf Gott. Ich stelle fest, dass er zu allen Zeiten der Gleiche ist, deshalb gibt es für alle Menschen eine Möglichkeit, ihm zu begegnen. Wenn Gott nicht treu zu seinen Menschen gehalten hätte zu allen Zeiten, dann gäbe es heute niemand mehr, dann wäre das Leben längst erloschen.“*

*Und ein weiterer ergänzt: „Jemand hat behauptet, die letzten Menschen seien Menschen ohne Brust, sie hätten kein Herz, weil man ihnen die großen Gefühle abtrainiert habe und deshalb seien sie auch unfähig zur Tugend, zur Vision und zur großen Unternehmung. Aber das stimmt nicht! Gott hat das Leben bewahrt, weil es sein Leben ist, das er den Menschen schenkt. Es ist Gottes Geschichte und die bösen Menschen zu allen Zeiten vermochten es nicht, Gott zu besiegen. Das Ende zeigt, dass Gott der Stärkste ist. Er ist der Überwinder, er ist der Heilige. Deshalb konnten die Menschen überwinden und heilig werden. Gott hat den Menschen befreit von Zwängen, Umständen oder Abhängigkeiten, damit er wieder Ich sagen kann, zu sich steht und eigene Schritte tut, lebt und nicht gelebt wird.“*

*„Ja“, bestätigt ein Mitglied des Rates; „zuletzt sagt der Mensch wieder ‚Ich‘ und steht vor dem*



*ewigen Du Gottes als Verwalter all dessen, was Gott ihm anvertraut hat. Er kann Gott diese Welt zurückgeben uns sagen: „Diese Welt, die du uns anvertraut hast, hat uns getragen und genährt. Sie hat unseren Versuchen, sie zu zerstören widerstanden. Sie war stärker als wir, denn sie ist deine Welt.“*

*Dann steht einer auf, dem man ansieht, dass er unsagbares Leid erfahren hat: „Niemand lebt Mehr aufgrund dessen, dass eine anderer stirbt. Die Toten nehmen nicht mehr die Zukunft ihrer Nachkommen mit ins Jenseits.“ Er strahlt vor Freude. Es entsteht ein Moment der Stille und des Nachdenkens.*

*Endlich sagt ein Weiser sehr bedächtig: „Gott hat seine Vorhaben erfüllt. Was er sich vorgenommen hat, ist geschehen. Es war alles sein Plan. Gott ist mit uns zu seinem Ziel gekommen. Nicht die Umstände bestimmen das Leben. Das Leben erweist sich als stärker. Der Glaube gestaltet das Leben.“ Wieder breitet sich eine nachdenkliche Stille aus, danach erhebt sich einer mühsam ächzend und meint: „Die Menschen haben ihre Freiheit angenommen, nachdem alles, was sie unfrei gemacht hat, weggenommen wurde. Sie haben ihr Schicksal in die Hand genommen und als freie, neue Menschen gehandelt. Jetzt zeigt sich, zu was sie fähig sind, immer noch fähig sind. Der innere Kern des selbstbestimmten Lebens, der göttliche Funke, war noch in ihnen. Sie waren noch nicht tot, unfähig gemacht von äußeren Bedingungen.“*

*Ein anderer schüttelt heftig den Kopf: „Nein, nein“, sagt er heftig und laut, „es ist noch nicht klar, was die Menschen sein werden. Der Mensch für Gottes Ewigkeit ist noch nicht geboren. Das steht im Ersten Johannesbrief (1. Johannes 3,2).“*

*Ein weißhaariger Mann mit einem langen Bart steht auf und sagt mit zittriger Stimme: „Je näher Jesus kommt, desto leichter wird es. Damals war Jesus gerade gegangen und wir waren noch erfüllt von seiner unmittelbaren Gegenwart. Dann kamen Zeiten, wo Jesus weit weg schien. Aber nun kehrt er wieder. Er kommt immer näher und die alte Unmittelbarkeit wird größer und größer. Am Ende, kurz vor seiner Wiederkunft, wird alles Licht und Freude sein, denn er ist nahe: immer mehr, spürbar, sichtbar erfahrbar, lebendig und leibhaftig.“ Er denkt nach und fährt dann fort: „Das Göttliche war schon immer in der Welt, allerdings oft im Geheimen und unerkannt. Aber die Welt ist durch Gott erschaffen und deshalb weist alles in der Welt auf Gott hin. Das wird nun wieder sichtbar und verstehbar.“*

*Dann entsteht eine Pause. Ein uralter Weiser geht nach vorn. Mit ruhigen und klaren, aber sehr kräftigen und lauten Worten teilt er seine Gedanken mit:*

*„Die Menschen wollten hören von Heldentaten und kühnem Verhalten am Ende der Zeit. Sie sehnten sich nach überraschenden Rettungen, übernatürlichem Eingreifen und dem Lohn der Tapferkeit. Sie stellten sich vor, dass Klugheit, Frauensinn und Entschlossenheit den Feind besiegen und das Feld behalten würden – und am Ende wäre dann alles gut. Ein ewiger Friede würde ein niemals endendes Lied auf all die Großtaten kühner Menschen erschallen lassen über Menschen aus glasklarer Entschlossenheit und mutiger Härte. Aber es wurde alles ganz anders. Das Schwache hat Gott erwählt, dass er zunichte mache, was stark ist. Das Kleine hat Gott genommen, damit es größer sei als die Großen der Welt. Er hat die Mächtigen entthront und die Niedrigen erhoben. Er wollte den Sieg für sich, er allein sollte der Sieger sein, der ewige und allmächtige Gott. Und er hat tatsächlich den Sieg erworben, er hat gewonnen, er hat es geschafft! Er hat das stolze und abweisende Herz der Menschen überwunden. Er sitzt auf dem Thron und seine Schöpfung betet ihn an, die Menschen, die er erhalten hat, damit sie ihn preisen und ihm die Ehre geben und ihm allein dienen.“ Alle applaudieren. Der Alte begibt sich zu seinem Platz.*

*Nun ergreift der Ratsvorsitzende wieder das Wort: „Am Schluss steht die Vollendung. Der Mensch findet unabhängig von allen äußeren Umständen zu seinem Ursprung zurück: zu sich und zu Gott. Es*

*gibt eine Gnade der letzten Zeit, eine Seligkeit, die in der letzten Zeit offenbar wird – wie im ersten Brief des Apostels Petrus steht (1. Petrus 1,5). Die Gnade der Letztzeit empfängt der, der sich ganz der rettenden Gnade Gottes hingibt und Gott unabhängig von den Umständen dient.“  
Mit dieser Zusammenfassung ist alles gesagt und die Ratsversammlung beendet.*

*Da brandet aus vielen Kehlen ein Lobgesang auf, der den Himmel über der Ratsversammlung erfüllt und den Wald, der uns umgibt zum Klingen bringt:*

*„Herr, die Braut ist bereitet. Dein Volk ist bereit. Es ist Zeit, deine Zeit. Komm in dein Eigentum, ein für alle Mal und nimm es in deinen Besitz. Richte deine Herrschaft auf, sichtbar für alle Menschen. Du bist das A und das O, der Anfang und das Ende. Auch am Ende kannst du sagen wie du am Anfang gesagt hast: Siehe alles ist gut. Es ist gut, weil du der Herr bist über alles und alles in deiner Hand hältst – wie du es zu allen Zeiten getan hast. Amen.“*